Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Visual Library

Das Wunder im Schwarzeck.

Erzählung von Anton Schott

Wie sich ein Mensch oftmals verändern kann!

Jegliches Gewächse hat das Bestreben, in seinem Wuchse möglichst gerade der Sonne und dem Lichte entgegenzuwachsen, und der Mensch hat von Natur und Kindheit auf die Neigung zum himmelwärts ziehenden Guten, zu Lieb und Gutmütigkeit, zu Geschäftigkeit und neidloser Anteilnahme. Schatten, Wind und Wetter und andere behindernde Umstände treiben Baum, Strauch und andere Gewächse oft weitmächtig vom geraden Wuchse ab und verkrümmen und verknorren sie, und böses Beispiel und andere Zufälligkeiten oder absichtlich wirkende Einflüsse ziehen und bringen manchmal den Menschen vom geraden und ehrlichen Streben ab und drängen ihn auf Wege, die . . . nicht die rechten sind.

Der Jokl, der Irlwieser im Schwarzeck drüben, ist von Jugend auf ein ganz richtiges Bürschlein gewesen, handsam in allen Stücken, verträglich mit seinen Altersgenossen, neidisch gar nicht, und als richtiges Bergeinöderkind nur Arbeit und Arbeit. Nichts wie Sorgen und Planen, wie dieser am leichtesten und raschesten beizukommen und ein Ende zu machen. Hat auch umgehen können mit ihr und sie in jeglicher Gestalt schier spielend bewältigt.

„Schade, daß wir nicht drei-, viermal so viel Grund haben!“ hat der alte Irlwieser, der Nazi, allemal gesagt, da er noch gelebt und selber der Arbeit zu Leibe rücken gekonnt. „Der Bub hätte das Zeug dazu, alles wohl und richtig durcheinander zu bringen.“

Der Bub hat aber nicht lediglich allein alle die Arbeit mit richtigem Griffe beim Schopfe zu nehmen verstanden, die in einem Waldbauernhause gemeiniglich kommt und geht, er hat sogar jedwedem Handwerker ins Geschäft gepfuscht, dem Wagner und Binder, dem Zimmermann und Maurer und manchmal sogar dem Schmiede. Und er hat bei all diesem Sorgen und Schaffen dahingelebt wie ein richtiger Märchenhans, dem das leibhaftige Glück lauter Rosen und Goldgulden auf Weg und Pfade streuet und jeden Wunsch erfüllet, kaum daß dieser noch rechtschaffen fertig geworden im struppigen Kopfe.

Mählig anders ist es erst geworden, als die beiden Eltern kurz hintereinander gestorben und sich die Sorge um Haus und Anwesen auf seine eigenen Schultern gelegt. Zwei Leute weniger im Hause bedeutet vier Hände weniger zur Arbeit, und wenn gar noch die Mathil aus dem Hause kommen sollte, wenn sie einmal weg-heiratete, stünde er trotz all seines Arbeitseifers und Arbeitsgeschickes da wie ein Schneemann im warmen Märzensonnenschein.

„Selber beizeiten zu einer Heirat schauen!“ hat der Vetter, der hintere Dorner, geraten. „Müssen es andere auch so machen, und diese Zeit drängt sich dem wie jenem einmal auf, der ein Hauswesen fortzubringen hat. Aber nur nicht sich verschauen und verbandeln! Zur Hauswirtschaft soll eine taugen, und haben soll sie auch etwas, weil das Irlwieserhöfel auch etwas wert ist, und weil du der Mathil auch etwas hinauszuzahlen hast.“

Das war ganz selbstverständlich. Aber das hat ihn mählig in ein ander Sinnen und Streben gedrängt. Er hat begonnen Ausschau zu halten nach einer in allen Stücken passenden Hauswirtin, aber keine solche zu finden vermocht. Heißt das, zu finden wäre hie und da so ein Ziefer gewesen, das ihm getaugt hätte, doch hat es sich allemal wieder irgendwo gespießt. Bei manchen hätte sonst gar nichts gefehlt wie das lumpige Geld, alle guten Tugenden wären vorhanden gewesen und auch der Willen, aber . . . das leidige Geld eben, das sie nicht gehabt haben! . .

So war ihm allmählig das Trachten nach Geld und Gut angewachsen. Geld regiert die Welt, sagt man; also regiert es auch die Leute samt und sonder, so sie sich halbwegs willig geben . . . Das Irlwieserhöfel wäre doch unter Brüdern so und so viel wert, also könnte wohl auch eine, die Irlwieserin werden wollte, so und so viel an gutem Gelde mitbringen. Wären auch manche im Umkreise gewesen, bei denen dies zugetroffen, aber es schickte sich nichts. Eine oder zweie solcher hatte er selber gleich außer Wahl gestellt, ein paar waren schon anderswo verheißen, ehevor er ans Brautsuchen gedacht, und der Hansenbauer von der Seeau hatte es ihm spießgerade ins Gesicht gesagt: er hinge sein Dirndl nicht an ein leidig Bergbauernhöfel, das kaum rechtschaffen das Leben fristete.

Ist eine bündige Absage gewesen, doch dem Jockl hat der Ernst derselben nicht recht einleuchten wollen. Das Dirndl hat ihm in die Augen gestochen, das schöne Heiratsgut noch mehr, und in seinem Dahinsinnen hat er nachher einmal gefunden, daß ein leidig Bergbauernhöfel nicht alleweil ein solches zu bleiben brauchte. Alles auf Erden ist wie der Mondschein am Himmel, nimmt zu Zeiten auf und zu Zeiten wieder ab. Das Irlwieserhöfel ist ehezeit einmal auch größer gewesen, ein kleines Haferfürstentum beinahe. Erbteilungen haben, wie alleweg geredet wird, Stück um Stück davon losgerissen. Da ist einmal das Höfel in der Wolfsöd auf solche Weise weggekommen, nachher der Kranzelberger und zuletzt der Goldbrunner drüben. Mit dem Wolfsöder und den Kranzel-

berger Leuten ist er noch in der Verwandtschaft, auf dem Goldbrunnerhöfel aber sitzen schon Fremde. Wie wär' es, wenn die Sache wieder einmal hinfür gehen wollte, statt zurück? Wenn beispielsweise das Goldbrunnerhöfel noch dazu käme, gäb' es einen Waldbauernhof, dessen sich weder der Hansenbauer noch dessen Dirndl zu schämen brauchten. Kaufgeld? Kauft oft einer mehr als was er zahlen kann, und wenn daraufhin diese Heirat doch geriete, wäre im Handumdrehen abgezahlt. Könnte auch ausgehen, solches Planen. Dem Goldbrunnerbuben, dem Kaspar, geht es geradeso wie ihm, schlechter noch. Bei ihm, dem Jokl, ist niemand da, der als Last auf dem Hofe in Betracht käme, im Goldbrunnerhöfel sind zwei Auszügler, die vom Hofe zehren und ein etliche Geschwister, die auch ein jedes etwas wollen. Daher will keine recht auf das Höfel und mit Geld schon gar keine.

Vielleicht wäre daher dieser Mensch sogar froh, wenn ihm einer abkaufte, und er dann mit dem Geld etwo einheiraten könnte. Wäre dann all' beiden geholfen, ihm, dem Jokl, und dem Goldbrunnerbuben.

So hat er ein etliche Tage vor sich hingesonnen und dahingegrübelt, und als der Kaspar einmal herübergekommen, hat er ihn auf weitem Umwege gefragt, ob er wohl verkaufen täte, um sich's besser zu machen. Die Frage hat derweilen lediglich wie ein gutgemeinter, nachbarlicher und freundlicher Rat ausgesehen, aber der Kaspar hat nur gelacht dazu und ein paar Rauchwolken unter seinem strohblonden Schnauzbärtlein hervorgequalmt . . . Verkaufen? Fiele ihm gar nicht im Traume ein. Das Zeitlein, das die Mathil notgedrungen noch verbringen müßte im Irlwieserhöfel, bis er, der Jokl, eine Bäuerin ins Haus brächte, würde wohl doch noch zum Durchhalten sein, und nachher spielte die Geige gleich einen anderen Tanz. Besser täte er sich's gar nicht wünschen.

Die . . . Mathil . . .? Der Jokl hat den Nachbar und Jugendfreund angestarrt, wie einen plötzlich vom Himmel oder aus dem Monde gefallenen Mann . . . Die Mathil . . .! So ginge also die Uhr, und so planete dieser Feinspinner? Und von alledem hat er über lauter Arbeit und eigenem Planen gar nichts gemerkt! Statt zu verkaufen und so dem Irlwieserhöfel wieder zu einer richtigen Größe zu verhelfen, die selbst dem Hansenbauern und seinem Dirndl taugte, wollt' ihm der . . . dieser Habakuk, noch die Schwester aus dem Hause reißen und mit ihr deren Heiratsgut und Erbteil. Freilich erst, sagt er, wenn er, der Jokl, eine Bäuerin im Hause hätte. Aber wenn es ihm mittendrin einmal anders einfiele . . .?

Unwillkürlich war ihm der Nachbar und Jugendfreund, mit dem er schon jede Schulbubentorheit ausgeführt und später manchen Unsinn gestiftet, wie ein Feind vorgekommen, der mit grober Hand mutwillig seine schönste Gespunst zerreißen wollte. Eine Abneigung hat sich ihm angeschlichen, die sich allmählich bis zu heimlicher Feindseligkeit verdichtet, und ungedanks einmal ist es zum Bruche gekommen.

Ist eigentlich kaum einer Rede wert gewesen, die ganze Ursache, geschweige denn eines Streites oder gar eines Zerwürfnisses; aber aus kleinen Wölklein tun sich auch schwere Wetter zusammen, wenn Zeit und Umstände taugen.

Eine übermütige Kalben ist des Goldbrunners Hütbuben von der Herde entlaufen und in ihrem Mutwillen des Jokls Haferfelde zugerannt, wo sie ein etliche Mäuler voll abgefressen. Wäre der Schaden nicht so arg gewesen und unter Nachbarn und angehenden Schwägern kaum einer Rede wert, aber dem Jokl hat der in der letzten Zeit nur mehr mühsam verhaltene Aerger ein paar steinharter und feindseliger Reden aus dem Munde gedrängt, die des anderen Trutz wachgerufen und auf den Platz gefordert. Das gehörte sich nicht, das wäre keine Weise mehr, und er litte es einfach nicht. Schadenersatz? Er pfiffe darauf. Was sich nicht gehörte, das gehörte sich eben nicht, und es handelte sich ums Recht und um . . . ein andermal. Daß er es auch wüßte und es sich merkte. Er klagte . . .

So sollt' er eben klagen, wenn er schon meinte, und wenn ihm damit leichter würde, hat der Kaspar entgegengetrutzt. Wenn einer schon täte, was er zum Gutmachen tun könnte, und es wäre noch nichts . . .

Die Mathil hat wollen vermitteln und ebnen, aber es ist ihr nicht gelungen. Beim Kasparn war dies eh' nicht notwendig gewesen, weil der ohnehin nichts weniger gewollt wie einen Unfrieden, doch der Jokl war nicht zu richtigem Verstande zu bringen. Er klagt und er klagt . . . Erst schalt er die Schwester wegen des Abredens zusammen wie ein leidig Hütdirnlein und nannte sie dies und jenes, und nachher ging er ins Gerichtsstädtlein hinunter und zum Advokaten. Unterweges sann und plante er hin und wieder . . . Wenn einer einen Stecken sucht zum Prügeln, findet er einen, und wenn ihn einer irret, findet er wohl auch Mittel und Wege, den Kunden zur Seite zu räumen. Der Kaspar irrt ihn; heißt das, der Kaspar weniger wie dessen Absichten und Bockbeinigkeit. Nicht verkaufen wollen, damit das Irlwieserhöfel größer und dem Hansenbauern genehm würde, und noch dazu die Mathil aus dem Hause reißen wollen! Solche Schnacksen müssen dem Kunden verleidet werden. Wenn es ginge, sollte ihm auch das Bleiben verleidet werden, so daß er, um aus dem Unfrieden zu kommen, gern verkaufte und sogar die Mathil im Stiche ließe. Ob die einen Mann kriegte oder nicht, deswegen brächte sie es doch auch so weit wie jedes andere, bis zum Sterben. Und

ihm bliebe das Hinauszahlen ihres Erbteiles erspart. Ueberdies hätte er an ihr all ihrer Lebetage eine verläßliche und . . . billige Magd. All dieses könnte werden, wenn er dem Kunden das Bleiben zu verleiden vermöchte, was hübsch wahrscheinlich ist, weil der seit jeher schon nichts mehr scheut wie das Gericht und nichts weniger liebt wie den Unfrieden und den Zwist.

Also hat er dahingesonnen und dahingeplanet in währendem Gehen, und der Advokat hat ihn versichert, daß der Gegner unbedingt verurteilt werden müßte und alle Kosten zu tragen hätte.

Ist auch bald nachher der Gerichtsbote ins Schwarzeck gekommen und hat sowohl ins Irlwieserhöfel als auch zum Goldbrunner einen Zettel gebracht, daß am so und sovielten die Verhandlung wäre in der Besitzstörungssache.

Denselben Abend ist der Kaspar nochmals hinüber zum Nachbar, dem Irlwieser, und hat die leidige Streitsache in Gutem aus dem Wege räumen wollen. Stünde wahrhaftig nicht dafür, und er, der Jokl, sollte vernünftig sein und den Handel sein lassen. Wenn er schon meinte, daß er den oder jenen Schaden hätte, gäbe er ihm freiwillig einen oder zwei Strich Hafer für die paar Mäuler voll Grünhafer, die die Kalben in ihrem Unverstande abgefressen. So viel erntete er manchmal nicht auf einem halben Joche Feldes, und er, der Kaspar, täte es des leidigen Friedens wegen.

„Soll seiner Wege gehen," hat der Jokl darauf getrutzt. „Was sich nicht gehört, das gehört sich nicht. Auf daß du einmal einen Ernst siehst . . ."

Ein bissel Herumwörteln noch, und nachher ist der Jokl geworden wie ein zornwütiger Wildkater und hat dem Nachbarn und Jugendfreunde kurzweg Haus und Heimsuche verwiesen. Keinen Tritt sollt ihm dieser mehr über die Türschwelle tun, und dies und jenes.

„Wird auch zu halten sein," hat der entgegengetrutzt und im Fortgehen draußen beim Wurzgärtlein mit der Mathil vereinbaret, einen Trumpf auszuspielen, über den dieser Wildling nimmer hinaufkönnte. Ihm wären Haus und Heimsuche verwiesen worden im Irlwieserhöfel, aber ihr, der Mathil, stünden im Goldbrunnerhöfel Herz und Türen sperrangelweit offen. Wenn sie also den rechten Willen hätte, sollte sie sich übermorgen rüsten zum Gange zum Pfarrer, und in drei Wochen sängen alle Englein im Himmel auf den Goldbrunn hernieder.

„Würd' eh' der kürzeste Weg sein," hat darauf die Mathil gemeint, und das ist ihre Zusage gewesen. „Wenn er gar so ein grauslicher Zochen sein will . . ."

Von solcher Abmachung hat der Jokl weder etwas gehört, noch von dem Fürhaben etwas gemerket. Es fiel ihm nicht einmal auf, daß die Schwester denselben Abend wieder sang und jubelte wie früher und bis vor dem Zerwürfnisse. Er sann und grübelte nur an seinem Prozesse, ein Vergrößern des Hofes und an einer möglichen Heirat mit dem Hansenbauerndirndl, das ihm nicht aus Kopf und Sinnen wollte.

Denselben Abend noch aber verstummten Sang und Jubel urplötzlich, und die Stille eines Trauerhauses legte sich mit jäher Wucht auf und um das Irlwieserhöfel.

Er, der Jokl, war nach dem Abendessen noch auf ein kleines Pläuschlein zum Inmann hinübergegangen ins Häusel und saß neben dem auf der Gredbank bis in die sinkende Dämmerung hinein, während sich die Mathil und der Hütbub mählig zur Ruhe rüsteten. Da ging im Stall ein Gepolter und Gebrülle los.

„Schau, was es wieder gibt!" schaffte die Mathil gleichmütig dem Buben.

Der ging und kam bald wieder zurück mit dem Bescheide, die rotscheckige Kalben hätte sich von der Kette los und ledig gemacht und satzte wie pudelnärrisch im Stalle herum. Er hätt' es versucht, das übermütige Vieh an seinen Stand und Platz zu treiben, um es wieder anketten zu können, aber es wäre völlig umsonst gewesen. Gerade als ob das fürwitzige Vieh wüßte, daß er ihm noch nicht gewachsen wäre, und es hielte ihn lediglich zum Narren.

Also ging die Mathil selber in den Stall. Es kam ja hie und da einmal vor, daß sich so ein unruhiger Racker über lauter Fürwitz und Spielen von der Kette losmachte und ein wenig Aufruhr verursachte, aber gemeiniglich ging so ein Nichtsnutz von selber gleich wieder an seinen Platz, wenn es den Ernst merkte und vergreinet wurde. Dieses Kalbenvieh aber nahm das Vergreinen augenscheinlich auch als bloßen Scherz und Mutwillen und vollbrachte nach wie vor seine tollen Sprünge wie ein scherzend Büblein, das einem kecklich ins Gesicht lacht: Fange mich! fange mich!

Da machte das Dirndl kurze Kreuze, haschte das Vieh einfach bei den Hörnern und führte es so an seinen Stand und Platz. Im Augenblicke jedoch, wo es nach der Kette langte, um sie um die Hörner zu legen, tat der gehörnte Unband einen ungebärdigen Schüttler mit dem ungefügen Kopfe, und gleich darauf begann das Dirndl sichtlich nach Luft zu schnappen und nach einer Rede. Brachte aber kaum ein kreißendes Stöhnen heraus.

Der Bub, der es gesehen, wie das Kalbenvieh mit dem mutwilligen und fürwitzigen Kopfschütteln ganz ungewollt und zufällig mit einem der kaum spannlangen Hörner die Mathil in den Rücken getroffen, hastete hinzu und schlang rasch die Kette um den Kopf des Unbandes.

Das Dirndl wankte aus dem Viehstande, rang und schnappte alleweil nach Luft und Rede, hielt die Hände an das Rückgrat und versuchte

augenscheinlich durch Recken und Wenden des Leibes Atem und Rede wieder in Gang zu bringen, doch in der Stube sank es an der Tür zusammen.

Zwei, drei Augenblicke starrte der Bub in seiner Ratlosigkeit ganz geschreckt vor sich hin, und dann rannte er ins Inhäusel hinüber und rief um Hilfe.

„Geschwind! Geschwind! Die Mathil ist umgefallen. Das und jenes ist vorgekommen, und jetzt . . .“

Bis der Jokl in seiner langsamen Weise noch ein Weilchen schaute und sich besann, hasteten

Das Dirndl wankte aus dem Viehstande.

der Inmann und sein Weib schon dem Hofe zu und zu Hilfe. Vermochten aber keine zu bringen. Sie rissen dem Dirndl das Gewand auf, überschütteten es mit kaltem Wasser, um den Atem und das Leben wieder in Gang zu bringen, sie rieben es ab und renkten es hin und wider, doch nutzte alles nichts. Kein Atemzug hob mehr die junge Brust, und keine Bewegung herrschte mehr die todschlächtigen Glieder, die wie völlig verwelkte Blättlein oder Zweiglein eines zarten Sommerblümchens niederhingen. Nur die Augen waren frisch und starrten frisch vor sich hin.

„Etwa hat ihr das Vieh gar das Kreuz abgestoßen,“ mutmaßte die Liesel, das Inweib.

„Ich renne rasch um den Doktor hinunter ins Städtel,“ erbot sich der Inmann, der Nazi.

„Jetzt . . . in der Nacht?“ entsetzte sich der Jokl schier. „Was der verlangt, wenn er in der Nacht heraufstolpern muß ins Schwarzeck? Und wer weiß, ist sie bis dorthin nicht von selbst schon wieder bei sich und beim Leben? Kann gerade nur so eine Schwäche sein, eine Unmacht oder so etwas . . .“

„Wie du halt meinst . . ., aber ich an deiner Stelle tät es schon. Ein Mensch ist ein Mensch, und wegen ein paar Groschen Doktorkosten sollt' eines doch nicht . . .“

„Wie sich's halt gibt . . . wie sich's halt gibt . . . gackerte der Jokl nun herum und sann dazwischen, daß er dem Doktorschwengel zumindest fünf oder gar zehn Gulden würde zahlen müssen, wenn der in der Nacht heraufmüßte ins Schwarzeck. „Werden ja sehen. Wenn es eine Schwäche ist, muß sie eh' bald wieder zu sich kommen, und wenn das Kreuz abgestoßen ist, kann dieses auch der Doktor nicht wieder anleimen . . Werden ja sehen . . .“

Man brachte das Dirndl zu Bette und versuchte noch dies und jenes, richtete aber nichts. Die Schwäche schwand nicht, das Leben kehrte nicht wieder, und der Körper wurde mählig kühl und kühler.

Bis zum Morgen kamen selbst die beiden Inleute zu der Meinung und der Ueberzeugung, daß man den Doktor tatsächlich umsonst heraufgeholt hätte. Der Herrgott hat Tote wieder zum Leben bringen können, aber diese Macht weder einem Doktor noch sonst einem Menschen hinterlassen. Das Kalbenvieh mochte dem Dirndl wirklich das Kreuz und Rückgrat abgestoßen haben, und darum dürft' es ein Zeitlein nachher gestorben sein.

In der Frühe mußte der Hütbub in die Wolfsöd hinüberrennen und zum Kranzelberger und dorten die Trauerbotschaft ins Haus bringen, und beim Kranzelberger, wo man ein Glockentürmchen auf dem Hausdache hatte, sollte man ausläuten.

Wenn ein Thorerschlag aus spiegelheiterem Himmel in beide Stuben niedergesumset wäre, hätte er die Leute nicht mehr erschrecken können, als es diese Botschaft tat. Mitten aus dem jungfrischen, überschäumenden Leben dem Tode in die eisigen Arme gestoßen werden, mitten aus den schönsten Zeiten und Jahren hinausgerissen werden wie ein Hühnlein aus der Brut, wenn der Geier jählings herniederstoßet aus den Lüften und es mit sich fortreißet . . .! War kaum zu glauben, aber wenn der Jokl die Botschaft schickte, konnte es kaum anders sein.

Der Kranzelberger richtete gleich übers Ausläuten, und die Kranzelbergerin und ihre zwei Dirndeln machten sich eilends auf den Weg und hasteten mit dem Hütbuben ins Irlwieserhöfel hinüber.

Der Goldbrunnerbub, der Kaspar, mähte in der Hauswiese gerade das Morgenfutter für sein Vieh, hörte das Läuten und sah die Leute herbei und des Weges vorüberhasten.

„Einmal das Gebetläuten verschlafen?“ neckte er in seinem Freudübermute, denn morgen sollte es zum Pfarrer und der Hochzeit gehen.

„Ja, Gebetläuten!“ verwahrte sich die Kranzelbergerin. „Ausläuten tut man.“

So? Wer denn da wohl gestorben wäre, da man im ganzen Schwarzeck von keinem Krankenfalle gehört, und da auch in der ganzen Umgegend keines Zeit hätte zum Krankwerden, geschweige denn zum Sterben?

„Die Mathil.“

„Ja freilich! Warum denn nicht gar . . .? Gestern gen Abend noch gesungen wie ein Zeiselhahn . . .“ Als aber der Hütbub das Wie und Warum kurz abgerissen herausgeprustet, wähnte er die Nacht wie einen riesigen Nußhaufen niederfallen auf die Gefilde des Schwarzecks und Erde und Boden unter seinen Füßen weichen . . . „Die . . . Mathil . . . und . . . tot . . .!“ Ein etliche Augenblicke war es ihm selber, als wäre ihm unter der Wucht solcher Kunde das Kreuz und Rückgrat abgebrochen, und die Sense entfiel seinen bärenstarken Händen wie den kraftlosen Händchen eines Bübleins, das noch in Schlitzhöschen stecket. Die . . . Mathil, und tot! All sein Glück und Glückeshoffen in Scherben und Trümmern!

Er hob die Sense auf und trug sie heim, und dorten schaffte er den Geschwistern, sie sollten das Gras heraufbringen und dem Viehe als Morgenfutter vorgeben. Er aber ging über den Anger hinaus und dem Irlwieserhöfel zu. Als wären ihm alle Flechsen und Sehnen der Füße zerschnitten, mühete er sich dahin, während es in seinem Kopfe sauste und tosete wie in der Radstube einer Mühle, und die ganze Welt sich um ihn zu drehen schien mit all den Bergen und Berghängen . . . Es konnte kaum sein, es konnte unmöglich wahr sein. Gestern noch so frisch und wohlauf wie ein immergrün Wachholderstäudlein, und . . . morgen wollten sie zum Pfarrer gehen . . . Wie ein frischgefeiltes Sägeblatt fuhr ihm das Läuten des Glöckleins durch Gehirn, Mark und Bein . . .

Auf der Gerd des Irlwieserhöfels trat ihm der Jokl entgegen, doch er dachte nicht daran, daß sie nun im Prozesse stünden miteinander, es fiel ihm nicht einmal ein, daß das Verhältnis in der letzten Zeit ein anderes geworden denn früher.

In der Stube drinnen flennten und jammerten die Kranzelberger Weiber.

„Ist's . . . wirklich wahr, Jokl?“ preßte er mühsam heraus. Doch der Jokl fuhr ihn hart und grob an.

„Geht's nachher dich etwas an? Und . . . was hast du bei uns zu suchen? Weißt nimmer, was ich gestern gesagt habe?“

„Keinen Tritt mehr, Jokl, keinen Tritt mehr, stotterte der Kaspar, wurde erst wachsfahl bis in den Mund hinein und nachher allmählich zornbiberrot. „Aber merken kannst dir diesen Tag auch.“

Mit jähem Ruck wandte er sich ab und stolperte wieder von dannen. Wenn es so war, konnte man nichts machen; wenn dieser Grausling die ganz grundlose und unnötige Feindschaft sogar um ein . . . Totes aufhäufete wie eine wehrende Mauer, gab es nichts anderes, als wieder umzukehren und sich in das Unabänderliche zu schicken. Aber wenn sich eine Gelegenheit geben sollte, so gutmütig er, der Kaspar, sonst war, die Stunde zahlte er heim . . .

Der Jokl schaute ihm eine Weile nach und nickte dann ein etliche Male selbstzufrieden vor sich hin . . . den hat es wirklich, und das mag ihn nun vertreiben. Den richtigen Augenblick erspähen und auszunutzen, und er verkauft baumfest und rennt davon . . . rennt davon, um dem Leide und dem Erinnern auszuweichen.

Als auch die Wolföder daherkamen und man darüber richtete, das Dirndl aufzubahren nach Brauch und Herkommen, zog er sich an und ging zu Tale, die verschiedenen Gänge wegen des Leichenbegängnisses zu verrichten . . . Beim Pfarrer mußte angesagt werden, beim Mesner und beim Totengräber, der Tischler sollte einen Sarg machen, und der Doktor im Städtel draußen sollte den Totenbeschauzettel ausstellen. Also Gänge über Gänge, und als er ins Städtel hinunterkam, war es über Mittag. Der Doktor schalt, daß man ihn nicht gleich geholt hatte, und da er selber nicht Zeit hatte, schickte er den Bader zur Totenbeschau ins Schwarzeck hinauf, befahl dem aber, auf jedes etwa zweifelhafte Zeichen sorgsam zu achten, weil man bei solchen Leuten nie wissen könnte . . .

Nachdem auch dieses gerichtet, kehrte der Jokl zum Mittagessen ein. Saß aber auch der Hansenbauer im selben Wirtshäusel, und eine Rede gab die andere. Woher oder wohin und warum und so weiter. Der Jokl erzählte, was bei ihm vorgefallen und ließ gleich durchscheinen, daß er nun zur Heirat gezwungen wäre, wahrhaftig gezwungen, zumal auch noch das Goldbrunnerörtel zum Hofe kommen dürfte und die Arbeit aufs Doppelte anwüchse. Wenn er, der Hansenbauer, sich nun unter den geänderten Verhältnissen vielleicht doch anders besonnen hätte . . .? Der Irlwieserhof würde nun schier ein kleines Haferfürstentum werden, dessen sich weder er, noch sein Dirndl zu schämen hätten.

Doch der Hansenbauer hatte auch da nur eine undeutelbare Absage. Wenn einer wegen nichts und wieder nichts Prozesse anfinge und Unfrieden in die Nachbarschaft brächte, von dem hätte er schon genug, vollauf genug.

Da ließ der Jokl sogar sein Bier stehen und nahm den Heimweg wieder zwischen die Füße . . . Wenn es einer zum besten meinte, und es ist

noch nichts, da kann ihm aber schon die ganze Welt auf den Kirschbaum steigen. Jetzt steht er erst da wie der richtige . . . Schneemann. Die Mathil tot, die Feindschaft auf dem Halse, Gerede und üblen Ruf um und um und . . . keine Aussicht mehr, das Hansenbauerdirndl mit seinem großen Heiratsgute auf das Höfel zu bringen. Selber könnt' er sich prügeln wie einen widerborstigen Hund. Jetzt . . . pfeift er auch schon auf den ganzen Prozeß, und jetzt kann ihm auch das Goldbrunnerhöfel gestohlen werden, selbst wenn man es ihm anbieten sollte. Nimmer um ein Königreich. Könnte gleich wieder heißen, so und so, und von so einem hätte der und jener vollauf genug.

Ganz zerfahren und zerwirret kam er heim, und die Leute mutmaßten, der Schwester Tod ginge ihm so nahe.

Nachmittags kam der Baderzur Totenbeschau und dem hatte er für den Gang so viel zu zahlen, als ihm für den Doktor zu viel gedünket und gereut.

Das Kreuz abgestoßen . . . das war auch des Baders Meinung und Urtel, und das setzte er als Todesursache auf den Beschauzettel.

Am Abende kamen die Leute zur üblichen und brauchmäßigen Totenwacht, insonderheit das junge Gevölke von um und um. Sonst allerwegen zu Scherz und Uebermut aufgelegt, ließ jegliches von den jungen Leuten den Kopf ein Merkliches tiefer hängen und manch' ernsten Gedanken durch sein Sinnen ziehen, der zu anderer Zeit alldorten keinen Weg gefunden hätte.

„Meinen sollte man nicht . . . für möglich sollte man es nicht halten, daß ein einziger Augenblick ein so kernfrisches Leben abreißen könnte," sann des Wolfsöder Veitel ein über das andere Mal dahin. „Nicht kranken, nichts fehlen . . ."

„Mitten aus der eisernsten Gesundheit heraus . . ." So das Alisendirndl.

„Liegt auch wie im gesunden Schlafe da," meinte des Kranzelbergers Everl, da es der Toten den soeben gewundenen Kranz aus immergrünem Preißelbeerkraute und Wildblumen auf den Lockenkopf gerichtet. „Wie ein Blümlein, das jählings abgebrochen worden."

Die Hochweiderdirndln brachten ein etliche Rosmarinsträuße mit, die Jugendgespielin und Freundin damit zur letzten Talfahrt zu schmücken, und des Droschels Heini hatte daheim alle aufgeblüheten Monatsröslein vom Blumenstöcklein geschnitten und ebenfalls herbeigebracht. Also mußte das Kränzlein mit den Wildblumen wieder aus dem Haargelocke, und es wurde eines gewunden aus den Rosmarinsträußen und den Monatsröslein.

Darüber verging die Zeit und es kam Mitternacht heran, wo altem Brauch und Herkommen nach zu beten angefangen werden soll. Da fiel es einem ein und auf, daß vom Goldbrunn keines zur Totenwacht gekommen. Wohl des leidigen Prozeßhandels wegen.

„Ein Unsinn!" knurrte der Jokl, da ein paar Reden fielen, die Unfrieden und Prozeßhändel verurteilten. „Alles kann man sich doch nicht gefallen lassen und wenn er nicht so . . . so . . ."

„In so einem Falle aber sollte man doch allen Zwist hintansetzen . . ."

„Meinen täte man," heuchelte der Jokl. „Aber... wie ich schon gesagt habe . . ."

Der Kaspar jedoch irrte denselben Abend und dieselbe Nacht auf den totenstillen Gefilden des Schwarzecks umher wie ein halb Zerwirrter, und alle daumlang suchten seine Blicke hinüber gegen das Irlwieserhöfel, aus dessen Fensterchen der Schein des Lampenlichtes in die Finsternis der Sommernacht stach . . . Morgen hätten sie zum Pfarrer gehen wollen miteinander, um sich zu gemeinsamem Wandel durchs Leben zu versprechen, und derweilen trägt man sie nun übermorgen als eine Tote hinunter. Und nicht einmal ins Haus hat ihn der Grausling gelassen, die totenstarre Hand noch einmal drücken zu können, die sich ihm lebend zum Lebensbunde geboten hätte. Fleunen könnt' er, wenn er es zuwege brächte, raufen könnt' er mit Tod und Dunner, so sich die einer ihm in den Weg stellen wollten, und . . . auf die ganze Welt pfeift er nun, die ihm weder Glück noch Freude mehr zu bieten vermag.

„Das Kreuz abgestoßen," das war auch des Baders Meinung.

Auch die folgende Nacht, wo man die letzte

Totenwacht hielt im Irlwieserhöfel, trieb es ihn hinaus in die nachtöden und nachtdunklen Gefilde, in die Wälder hinauf und wieder herunter und dem Hause zu, wo sein Liebstes auf dem Totenbette lag, wenn sie es etwa nicht gar schon in die enge Totentruhe gelegt.

Hinter dem freistehenden Backofen hockte er sich nieder und begann allein für die Tote zu beten. Kam aber nicht weit damit, weil sein Wehleid alle Gedanken bald wieder anderer Wege und weitab vom Beten riß. Dann hörte er einmal, wie die zur Totenwacht gekommenen Leute aus dem Hause und heimgingen. Bald erlosch auch das Lampenlicht in der Stube und wahrhaftige Totenstille legte sich um und über das Haus. Die erste Hahnenkraht scholl dem neuen Tage entgegen, und über die Waldberge herauf drängte schon dessen erster Schein. Da wuchtete einmal ein seltsamer Gedanke schwerfällig und unbeholfen durch seinen Kopf und durch sein Sinnen wie ein mannshoher Mühlstein über einen holprigen Bergweg: ohne ihr zum letzten Male noch die Hand zum Abschied geboten zu haben, läßt er sie nicht forttragen. Sein wäre sie geworden nach freiem Willen und Fürnehmen für Leben und Ewigkeit, und sein ist sie über Sterben und Tod hinaus. Der Grausling hat ihm Haus und Türschwelle verboten, vom . . . Fenster ist nichts gesagt worden.

Mit einem Rucke schnellte er empor, und zag und unschlüssig schlich er sich ans Haus und zum Stubenfenster. Während der Totenwacht hatte man es geöffnet gehabt, und jetzt stand es noch halb offen, wahrscheinlich wegen der Toten. Vorsichtig machte er es auf, und wie ein Dieb schlüpfte er in die Stube. Der Hund kannte ihn, so lange man ihn im Hofe hielt; aber da er durchs Fenster kam, knurrte er doch mißbilligend.

Auf einem über zwei Stühle gelegten Brette lag die Tote, und der Schein des flackernden Totenlichtes huschte und zitterte beständig über dem wirklich wie nur schlafenden Gesichte hin und wider. Auf Stirn und Wangen lagen noch Weihbrunntropfen, wie sie die fortgehenden Totenwachtleute zum Abschiednehmen dorthin gesprengt.

Eine Weile stand er wie ein Mondscheinler und starrte auf die Leiche. Er wußte nicht, was an Sinnen durch seinen schmerzenden Kopf zog; er rief keinen Gedanken und haschte nach keinem, ihn festzuhalten. Dann kniete er sich langsam nieder und versuchte zu beten, aber es fiel ihm kein Gebet ein. Nur, daß sie gestern zum Pfarrer hätten gehen wollen, fiel ihm ein, und daran erinnerte er auch die Tote, die man heute, in etlichen Stunden, desselben Weges führen wird. Mittendrinn aber begann er die Weihbrunntropfen vom Gesichte der Toten zu trocknen und dann kosend über die noch allweg weichen Wangen zu streicheln.

„Auf die Leich geh' ich dir, Mathil. Das kann mir niemand wehren und verbieten. Wird unser Hochzeitszug werden . . ."

Der Gedanke an diese fürgehabte Zeit jedoch brach seine starrtrutzende Zerfahrenheit und verzweifelnde Härte und löste ein untrost Weinen aus. Brennheiße Zähren kollerten auf das Gesicht der Toten nieder, wo gerade vorhin noch die Weihbrunntropfen gelegen, und langsam griff er nach einer der über die Brust gekreuzten Hände.

„So behüt dich Gott, Mathil! Ich . . . ich . . . Wird ja auch einmal werden, daß wir uns wieder sehen. Ich vergesse dich nicht . . ."

Da war es ihm plötzlich, als zuckte die Hand ein klein wenig . . . Ein daumlanges Weilchen vorher hätte er wahrhaftig mit Tod und Dunner angebunden und gerauft, so ihm einer der beiden in den Weg gekommen wäre, bei dem Zucken der toten Hand lief doch ein leichtes Schauern über seinen Rücken, und die Haare auf seinem Kopfe schienen sich sträuben zu wollen.

Himmelvater! Wenn . . . wenn es doch nicht wahr wäre! Wenn . . . jählings hielt er Atem und Weinen an und streifte mit der Hand nach dem Armpulse zurück. Wahrhaftig, wie wenn der noch oder wieder etwas schlüge.

Vorsichtig hob er mit der anderen Hand das Totenlichtlein, so daß dessen Schein voll in das Gesicht fiel. Wenn . . . wenn . . .

Herrgott! Blinkten und zwinkerten nicht die Augenlider! War es nicht, als ob . . .?

„Mathil! Mein Mathil! . . . Himmelvater! Nur wieder leben lassen! . . ."

War es, daß die Lähmung der Lebensorgane der Scheintoten um diese Zeit wieder langsam zu arbeiten anfangen wollten, war es, daß die Nähe und der Händedruck des geliebten Menschen eine geheime und geheimnisvolle, von keinem Forscher erklärbare Macht und Kraft übten, war es etwas anderes: matt und müde hoben sich die Augenlider, und ein schwaches, schütterndes Aufatmen drang aus dem halb geöffneten Munde.

Ein Freudenschrei, das Totenlichtlein fiel zerschellend zu Boden und verlöschte, und auch das Hundevieh fing ein gellend Freudegebelle an, als kannte es selber, daß das Leut, das ihn allweg gefüttert, wieder zum Leben erwachte.

„Mathil! Mein Mathil! Nur nicht wieder . . . nur nicht nochmals sterben! Wart', ich hebe dich ein wenig auf . . ."

Und da er das wie wachsweiche Leut sachte aufsetzen wollte, polterte der Jokl aus der Kammer.

„Was . . .?"

Doch kaum streifte sein Blick den Winkel, wo die Schwester auf dem Totenbrette lag, prallte und taumelte er auch schon wieder zurück. Was

es dort war, konnte er vor Schrecken im Augenblicke weder erkennen noch fassen, aber daß es dort etwas gab und die Tote nicht mehr allein war, jagte ihm das Entsetzen durch Mark und Bein.

„Alle . . . guten . . .“ stotterte er beinahe zähneklappernd.

„Raunze nicht lang, sondern geh her und hilf mir!“ murrte ihn der Kaspar in einem selt-

Vorsichtig hob er mit der anderen Hand das Totenlichtlein.

samen Gemische von schier überwallender Freude und jählings wieder aufsteigendem Aerger an.

Am Reden und an der Stimme kannte er nun trotz des unbändigen Schreckens, den . . . diesen Menschen. Der Kaspar! Nicht schlecht!

„Ja . . . was hast denn du da zu suchen?“

„Frage nicht lang, und geh her! Lebendig wird sie wieder.“

Zögernd und zagscheu kam nun der Jokl herbei und half mit, die aus dem Scheintod erwachende Schwester aufzurichten, vom Totenbrette und auf eine Bank zu heben.

Dann wurde das Inweib herbeigeholt, und bis die Morgensonne durch die Fensterscheiben lachte, lächelte auch die Mathil schon wieder wie ein aus hartem Träumen erwachtes Kind.

„Weil es nur wieder so ist!“ Etwas anderes brachte der Kaspar kaum mehr aus dem Munde, und immer und immer wieder haschte er verstohlens nach der oder jener Hand des Dirndls, ob . . . der Puls wirklich noch schlüge.

Als das Inweib wieder ging, wollte auch der Kaspar aus dem ihm verbotenen Hause.

„Tue dich recht schonen, daß nicht wieder . . .!“ mahnte er die Mathil noch.

Der Jokl fühlte sich beinahe wie in einer recht spießigen Dornstaude. Von überall her stach und zwickte es. Der Schrecken wollte nicht völlig verebben, der Aerger über diesen Menschen wühlte noch alleweil in ihm und zwackte und zwickte hier und dorten. Der Gedanke, daß es fast nur mehr um Haaresbreite gefehlt, und die Schwester lebendig begraben worden, weckte alle Augenblicke ein frostig Gruseln in seinem Leibe, und dazwischen zwängte sich mählig die Freude durch, daß glücklicherweise das Grausliche abgewendet war. Lebendig begraben! Erst im Grabe ersticken und vor Schrecken und Entsetzen sterben müssen! Brrr! Und wenn dieser Mensch nicht . . . ist, wäre es kaum anders gekommen. Aber was hatte er da noch zu suchen gehabt, nachdem er gar nicht einmal bei der Totenwacht gewesen, und wie war er ins Haus gekommen, da er, der Jokl, selber die Haustüre hinter dem letzten zugeriegelt?

„Du . . . du . . . stotterte er unwillkürlich und verlegen heraus. „Was ich noch sagen wollte . . . fragen wollte . . . Wie . . . hat sich denn die Geschichte eigentlich zugetragen? Was hast denn . . .?“

„Das darfst schon wissen, Schwager,“ beschied der Kaspar hübsch bissig und vom Aerger geherrschet. „Ist meine Braut, die Mathil, und heute wär unser Ehrentag gewesen . . .“

„Fehlt nichts . . .“

„Und weil zwei . . . so Leute nicht auseinander gehen, ohne daß sie Urlaub nehmen von einander, und weil du mir die Türe verboten gehabt, so bin ich durchs Fenster herein. Wie wenn es hätte sein wollen oder sein müssen, daß ich dazu komme, wie sie aus dem Scheintot erwacht . . . Du hättest nichts gehört und gesehen davon, und bis in der Frühe . . . Wer weiß . . .? Weil es nun wieder so ist!“

Dem Jokl begann wie in weiter Ferne etwas aufzudämmern, das ihm so wildfremd vorkam wie ein noch nie gesehen Gesicht und dabei doch schier wieder wie bekannt. Es mochte doch etwas geben, das die Leute zueinander zog und aneinander kettete, etwas Großes, schier Allgewaltiges, das selbst den Tod nicht scheute und über diesen noch bergehoch hinausragte, etwas Großes, neben dem der kleinliche Unfrieden, der die Leute auseinander und wider einander trieb, wie ein böswillig Zwerglein ausschaute.

„Setze dich nieder ein Zeitlein!“ schaffte er. „Wir . . . reden . . . ein wenig über die . . . Geschichte.“

„Wüßte nicht, was . . . noch weiter zu reden wäre,“ trutzte der in seinem Aerger dawider. „Und . . . ich muß schauen, daß ich wieder heimkomme.“

„Setze dich nieder, sag' ich. Den Trutz und . . . den Unfrieden lassen wir nun beiseiten.“

„Wer hat ihn denn angefangen?“ So wieder der Kaspar.

„Wenn dir schon . . . gerade geholfen ist mit der Rede: ich. Und ich mache ihm auch wieder ein Ende. Verstehst? Ob ich . . . Ah was!“ brach er kurz ab. Wozu brauchte der andere zu wissen, was eigentlich getrieben und gesetzet? „Meine Sach'!“ Ich lebe so auch . . . Werde mich eh' gleich müssen auf den Weg machen und die Leich' absagen. So geht es auf einem Wege, wenn ich auch den . . . Malefizprozeß absage. Die Kosten halt . . . Ah was! Auch die zahle ich, damit . . . ein Frieden wird und eine Ruhe . . . Schick' etwa von deinen Schwestern eine herüber, auf daß etwer um die Mathil ist, und damit die und das Inweib die Hausarbeiten verrichten! . . . Wenn es dir so recht ist . . .“ setzte er nach einer kleinen Pause noch hinzu, um wenigstens den Anschein zu retten, als hätte er doch nicht völlig unrecht, und das Ganze wäre nur eine Art Dankbarkeit und großmütiges Entgegenkommen.

„Ja, mir schon. Ich verlange mir sonst nichts, wie meine Mathil und Ruhe und Frieden . . .“

Als der Jokl dann fort war, um Leich' und Prozessen abzusagen, und als das Inweib und des Goldbrunners größeres Dirndl am Bette der auf so seltsame Weise aus dem Banne des Scheintodes gerissenen Mathil standen und redeten, fragten und wunderten, meinte das Inweib überlings einmal: „Nachher sagt man oft, es . . . gäbe nichts, es . . . wäre die ganze Welt so öde wie . . . eine ausgefahrene Landstraße . . . Ein Wunder, muß man geradeweg sagen.“

Ein Wunder! Das sagte auch jedes der Leute, die mählich ins Haus kamen, um dem Dirndl auf die Leich' zu gehen, aber nun wieder heimgehen konnten. Der Kranzelberger aber meinte, Wunder hätte es seit uralter Zeit hie und da einmal gegeben und es würde deren wohl so lange geben, bis . . . die Leute das Gras wachsen hörten, weil noch keiner geboren, der sagen könnte, er wüßte und verstände alles und fände zu jedem Rätsel und Schlößlein den passenden Schlüssel. Und jetzt hätte man halt im Schwarzeck auch eines, auch ein Wunder.

*

Acht Tage nachher wallte vom Schwarzeck ein Menschenzug zu Tale und gegen das Kirchörtlein hinab: der Hochzeitszug, den das mutwillige Kalbenvieh vereitelt, und den treue Liebe doch wieder dem Tode abgenötigt.

Vorauf schritt der Jokl, als Brautführer, die glückstrahlende Schwester am Arme führend und hinter den zweien zwei Goldbrunnerkinder: der Kaspar, der auch die Schwester führte, die er als Brautjungfer oder Kranzeljungfer zur Kirche führte.

Vor dem Altar wechselten die Paare, und als dann der Pfarrer etwas sagte vom Getreusein bis in den Tod, da krampfte sich des Kaspars Rechte klammerfest um die Hand seiner angetrauten Mathil, als wollte er heimlich versichern: und wenn es nochmals oder hundertmal sein sollte und wieder sein könnte . . .

Heimzu ging den Jokl die Schwester nichts mehr an; er führte des Schwagers Schwester am Arme, und der Wolfsöder stieß unvermittelt einmal den Goldbrunner scherzend und neckend an.

„Du! Darf gut gehen, wenn du dir nicht nächstens schon ein bissel Heiratsgut richten darfst für ein Dirndl. Mir scheint . . .“

„Meinethalben,“ nickte der. „Mit Willen, sagen wir Bauern, wenn etwas sein muß. Aber . . . weißt, das ist frei nicht zu glauben, was alles vorkommen kann, und . . . wie sich Leute und Zeiten oftmals im Handumdrehen ändern . . .“

„Als ob's der Hebel gschrieben hätt'!“

Von Marie Schloß-Königsfeld.

Nicht, daß ich mir anmaße, ein, wenn auch noch so schwächlicher Nachfolger von ihm zu sein; weit gefehlt! Ich erzähle nur nach, was man mir erzählt hat, und was das Leben da Feines gesponnen hat.

In einem Schwarzwaldtal, etwas abseits von der viel befahrenen und begangenen neuen Fahrstraße ist's gewesen. Dort lädt irgendwo ein altes, schmiedeisernes Wirtsschild, eine Sonne, zum Verweilen ein, ein echtes Stück dörflicher Handwerkskunst, und macht uns Heutigen wieder einmal so recht klar, was wir alles nicht gelernt, sondern verlernt haben. Es lockt: „Komm, hier ist gut rasten nach dem Marsch am schwülen Sommertag!“ Und ich folge ihm gern.

In der halb dämmrigen Wirtsstube ist es schön kühl; schön kühl sind auch der Trank und die goldgelbe Butter, die die alten Leute auf den runden Tisch in der Ecke vor mich stellen. „Sonst isch nit viel da; die Junge sind im Heu,“ sagt das alte, schon ein wenig gebückt daherkommende Mütterlein. „Ja,“ ergänzt der weißhaarige, aber stattliche Mann, „mir sin auch nit sölig mehr auf Fremde eingricht; sit die neu Fahrstraß un damit der bequemer Weg nimmer an der alte Sonn vorbeiführt.“ „Die hat mich aber doch ganz freundlich eingeladen,“ mein ich drauf. „Ja,“ sagt der Alte bedächtig, „wo eins noch so 'ne Einladung versteht, des isch drinne immer willkomme: des paßt halt dann auch rein!“

Ich nicke ihm zu und laß mir Speis' und Trank gut schmecken. Dabei schweifen die Blicke in der großen Stube herum und bleiben an einem Riesenschranke hängen, der sich selbst in dem Raum, der ganz von neumodischem Kitsch verschont ist, noch besonders alt und ehrenfest ausnimmt.

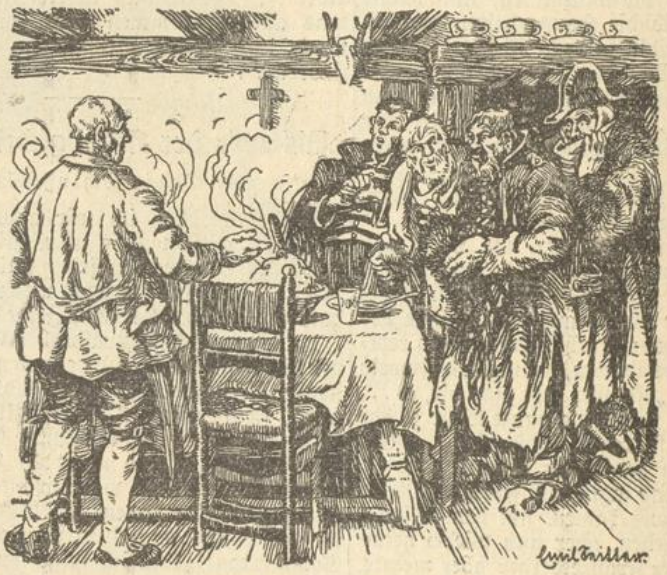
BLB Karlsruhe

„Nein, so ein Schrank, was sag ich, ein Haus, noch eher eine Burg! Eigentlich ist er fast zu groß für die Schwarzwälderstube, zu hoch ganz sicher, denn er reicht bis an die Decke.“ „Ja,“ hör ich drauf, „eigentlich war er noch viel höher; die vier klobigen, runden Füß hat man nicht drunter setzen können.“

„Der sieht aus, als ob er allerlei erzählen könnte!“ „Sell kann er wohl; mögt Ihr 's gern hören?“ erwidert der Alte. Nur zu gern; Zeit hab ich ja; draußen sticht die Sonne noch immer; hier drinnen ist's kühl und schattig. Aber auch ohne das, um eine Geschichte, die das Leben selber gedichtet hat, versäume ich auch willig Zeit und Stunde.

„Ihr habt von Burg geredet; so wasähnliches war der Schrank auch für die Leut, wo ihn zerscht gehabt haben. Ich zeig's Euch nachher; bleibt derweil nur ruhig sitze; der alt Riesekaschte hat auch für die reiche Bauersleut de Kasseschrank vorgstellt. Ganz obe, da isch ein Geheimfach; da drinn habe sie als ihr Silbergeld aufghobe, wo sie vom Handel mit Vieh und Frucht in der schwere Lederkatz heimbracht habe. 's ware ja gar unruhige Zeitläuft. Aber nit nur Geld war in der Burg versteckelt, emal auch e frisch's jung Lebe. Der Schrank, der hat mei Vatter un mei Mutter selig zsammebracht; darum hat sie ihn dann auch mit ihrem andere Heiratsgut uf de Schwarzwald schaffe lasse. 's war schon fascht eine Weltreis' so nach 1813 rum vom Hunsrück aus gwese, wo's überhaupt noch kei Eisebahne un noch keine von denen schreckliche Autos gegebe hat, wo uns bald die ganz gut Schwarzwaldluft verstänkere. Wenn's auch fürs Geschäft ein Schaden isch, mei Frau un ich freue uns hehlinge dran, denn vor de Junge dürfe mir's nit sage, daß mir nit an der Hauptverkehrsstraß liege. Jetzt will ich aber von dem Schrank da un von meine Eltere weiter verzähle.

Wie's kommen isch, daß auch mei Vatter mit der großen Armee nach Rußland zogen isch, hab ich nie so recht rausgebracht. Er hat nit gern von seller Zeit mit Eis und Feuer und Eis und Not, aber um so lieber von da an verzählt, wo er als Korporal mit drei andere versprengte Kamerade durch de Hunsrück kommen isch. Abgrisse un matt, wie sie ware, hat man sie doch überall nur ungern gsehe, ja gfürchtet, auch wenn sich nur ein kleins Trüpple zeigt hat. Oft isch ihne ja dann auch ein größerer Haufe nachgfolgt. Mer hat's ja nie wisse könne. Drum hat man halt gern überall Hab und Gut, und auch die Maidle, in Sicherheit bracht, wenn's geheiße hat, sie seie im Anzug. So war's auch auf dem stattliche Anwese gwese, der Hof, 's Haus un die Ställ, alles wie ausgstorbe. Aber eins war anders, un wie's die arme Teufel noch nie erlebt habe: Auf dem große Tisch in der Wohnstub war gedeckt, un Esse un Trinke, was numme 's Herz begehrt. Un im großen Ofe hat e Feuer prasselt, un auf dem mächtige Kanapee, das an der Stell von der Ofenbank gstanden isch, da sin Decke un Strümpf un sonst noch allerlei warme Sache glege. Alles, grad als ob's »Grüß Gott« sage wollt un »tut nur, als ob ihr daheim wärt.« Sie schauen sich an wie verzaubert. Dann setzen sie sich so feierlich, als ging's zum Abendmahl, an de Tisch; kein Gschrei oder gar e wüscht's Wort wird laut. Mei Vatter hat uns Kinder oft verzählt, wie 's ihm dabei komme sei, daß sie daheim ums Vatters Tisch immer e Gebet gsproche hätte. Recht zsammebracht hätt' er's nimmer; un wenn er's noch ganz gekonnt hätt, wär's ihm gwiß auch vor dene Kamerade genierlich gwese, aber unter dem Tisch da hat er erscht verstohle d' Händ gfaltet; un ich mein, unser Herrgott hat sich auch da dran gfreut. So viel auch da war, sie habe fast alles ratzekahl gegesse. Dann sind sie aufgstande un habe sich an dene warme Sache gfreut; die dicke Strümpf mit Müh, aber doch froh über die arme, verfrorene und offene Füß gezoge un ihre schmutzige, zerfetzte Fußlappe gleich im Ofe verbrannt. Die Schuh habe sie einstweile stehe lasse. Ans stehle hat keiner gedacht; 's war ja alles so fein für sie hergrichtet gwese. Sie sin



Sie schauen sich an wie verzaubert. Dann setzten sie sich, so feierlich, als ging's zum Abendmahl, an de Tisch.

dann nach einer Weil alle vier die Trepp naufgange. Einer, 's war eben mein Vatter, isch dann wieder runterkomme, hat sich auf das Kanapee glegt, zugedeckt, un isch in der Wärm auch bald eiduselt. Auf einmal, 's war schon fast dunkel in der Stub, wacht er auf. 's muß jemand reinkomme sein, denkt er; 's war doch grad, als sei e Tür gange. Strümpfig tappt er sich an die Stubetür; die isch fest im Schloß. Er legt sich wieder hin, bleibt aber wach un tut nur, als ob er schlief. Auf einmal hört er's wieder. Im gleiche Augeblick weiß er aber auch: des kommt von dem große Schrank! Er hin un reißt die Tür auf, wo nur anglehnt gwesen isch, greift nein und packt was Langes, Weiches. Er sieht nimmer recht, aber er fühlt's: ein langer Zopf, un wo der isch, da muß auch e Maidle sein, denkt er ganz richtig. 's Christinle war's, dem reiche Bauer sei einzigs Maidle. Dem hat's wohl auch vor dene verwilderte Manne grust, noch größer war aber ihr Bedaure vor all dem Elend, von dem 's immer verzähle ghört hat. Da hat's ebe für sie grichtet und grichtet und dabei der Zit versäumt. 's hat sich ebe noch im Schrank versteckle könne, wie sie schon auf de Hof komme sin. Auf d' Länge isch's ihm schließlich in dem Kaschte bang gworde; 's hat schier nimmer schnufe könne. Wie's glaubt hat, jetzt könn es 's wohl riskiere, hat's halt langsam e Spälte öffne wolle. Wie's dann weiter gange isch, sell wißt Ihr schon!"

„O," ruf ich in freudigem Erstaunen, „das ist ja grad, als ob's der Hebel gschrieben hätt'!"

„Der Hebel," lacht der Alte; „ja, wenn Ihr den Hebel auch so gern habt, dann kann ich noch was Feiners zeige als des Versteck im Kaschtebode. Jetzt komme nur emal her! Guckt emal auf des zweitoberscht Schaft!"

Ja, wahrlich, da stehen sie, zwar zerschlissen und zerlesen, aber ordentlich in Reih und Glied, all die Jahrgänge des Rheinischen Hausfreunds aus Hebels Zeit! Wie freue ich mich dran! „O, 's kommt noch besser," hör ich dann. „Kommt nur mit da vorne ans Fenschter! Ja, da hängt ein Bild mit Hebels eigener Unterschrift.

„Seinem Bäsle, Christine Schmieder, geb. Hebel, der Johann Peter Hebel. Juni 1819."

Ich kann mich vor Staunen nimmer fassen.

„Ja, ihr Vatter war ein Gschwisterkind von seim, vom Dragonerjobbi, wo ja von dort her, nach viel Irrfahrte uf Basel und ins Wiesental kommen isch. Mir tu's immer leid, daß so gar keiner mehr an den Dragonerjobbi denkt. Er isch frielich so früh gstorbe; aber e jeds Kind hat doch Vatter un Mutter un kriegt doch was von beide mit. Mich dünkt, der Hebel auch, un wenn mer 's nur aus manche von seine luschtige Gschichtle merke tut. Meint Ihr nit auch?" Ich nicke ihm zu; mir hat er damit aus der Seele heraus gesprochen. „Ja, also e Gschwisterkind vom Dragonerjobbi; auch auf dem Hunsrück hat's nebe viel Armut auch e paar behäbige Höf ghabt un auf so eim isch meiner Mutter Vatter gsesse."

„Unser Pfarrer, des heißt, der damalig, hat bei Glegenheit dem Herr Prälat die Gschicht in Karlsruh verzählt. Der hat sich arg dran gfreut.

Auf einmal hört er's wieder. Im gleiche Augeblick weiß er aber auch: Des kommt von dem große Schrank!

Er hat ihm sei Bild mitgebe un sage lasse jetzt reu's ihn fast, kei Kalenderschreiber mehr zu sei. Des Gschichtle hätt' er gern noch selber im Hausfreund bracht.

's lieb Lorle.

Erzählung von August Ganther.

Durch das Fenster zitterte mit mildem Schein das Sonnengold in das enge Stüblein des Schlossers. Er und sein Weib sahen das lichte Viereck nicht, das sich auf den frischgescheuerten Boden legte. Ihre Blicke ruhten auf dem Lorle, ihrem jüngsten Kinde.

Monatelang war es, dem Tode nahe, darniedergelegen; jetzt aber, nach glücklich überstandener Krankheit, schickte es sich zu seinem ersten Ausgange an. Wohl zeigte sein schmales Gesichtchen noch eine leichte Blässe; aber in seinem

netten blauen Sonntagskleidchen, das blonde Haar schön gescheitelt und in zwei hübsche Zöpfe geflochten, sah es doch allerliebst drein.

„Da, Lorle," sagte der Vater, hinter einem etwas rauh klingenden Tone seine wahren, weicheren Gefühle verbergend, „hier hast du etwas, damit du auch Karussell fahren kannst."

„Zehn Pfennig," jubelte das Kind, und die Freude strahlte aus seinen großen Augen, „zehn Pfennig! Dreimal kann ich fahren, und ein Pfennig bleibt noch übrig! Den geb ich dem blinden Andres!"

Ein freudiges Leuchten glitt über das Gesicht der Mutter. Leicht fuhr sie mit der Hand über den Scheitel der Kleinen. „So geh denn in Gottes Namen," sagte sie, — und Lorle ging.

Unter der Haustüre stehend, sahen ihm die Eltern noch lange nach.

Die Mutter hob den Schürzenzipfel empor und fuhr damit über die Augen.

„Was hast, Anne?" fragte der Schlosser.

„'s ist mir gerade was eingefallen."

„Was denn?"

„Ich hab dir's bis jetzt verschwiegen, Toni. Als es mit Lorle am schlimmsten war, da hat der Doktor einmal zu mir gesagt: „Seid zufrieden, Frau, dem Lorle geht es gut. Bald ist's im Himmel! Und jetzt — dort sieh, wie es hüpft und springt!"

„Ein helles Wunder ist's," pflichtete der Schlosser bei, „hätt' nie geglaubt, daß es wieder über die Schwelle geht; hab' fest vermeint, sie tragen es drüber."

Die Frau hörte nur halb auf seine Worte. Ihre Finger legten sich unwillkürlich ineinander, und ihre Seele sprach ein inniges Dankgebet.

Unterdessen trippelte das Lorle froh und vergnügt dorfeinwärts. Doch nicht allein. Bald gesellten sich ihm andere Kinder bei. Alle freuten sich, die langvermißte, langentbehrte Gespielin wieder zu sehen. „O, lueg, 's Lorle!" jauchzten sie, „bist lang krank gewesen! Das ist nett, daß wieder bei uns bist!"

Und auch etliche Große kamen aus den Häusern und Hütten hervor, um das Kind zu hätscheln und zu tätscheln.

„Komm, mußt auch einen Karussellkreuzer haben," heißt es da und dort. Mancher Gruß und manche Gabe wird ihm gespendet. Alle, alle freuen sich, daß es dem bösen Beinerbaschi entronnen ist.

Horch! Trali, trala, rumbidibum! Das Karussell! Einen Augenblick stehen die Kinder und lauschen. Dann aber jagt die Schar, juchhu, über Stock und Stein vorwärts dem Kirchplatze zu. Mit List und Gewalt drückt und windet sich das Völklein durch die dichte Volksmenge hindurch, und endlich, endlich steht es beim Karussell.

Nein, diese Pracht! So schön war noch keines im Dorfe. Die hübschen Kutschen mit Polstersitzen und gelbseidenen Vorhängen! Die stolzen Pferdchen! Und — o sieh! — Schwäne! Weiße, herrliche Schwäne! Wie schön ihre langen Hälse gebogen sind! Ein Staat ist's, eine Pracht!

Und hoch oben, die roten Tücher, über und über mit goldenen Flittersternchen besetzt! Und die glänzenden Spiegel, die wehenden Fähnchen, die rauschende Musik! Wahrhaftig! Etwas Schöneres kann's auf der weiten Welt nicht geben!

Trali, trala, rumbidibum! Immer zu! Immer frisch drauf los! Das läuft ja großartig. Kein Wunder auch! Das Pferd, das die Maschine treibt, das rennt ja wie besessen. Braves Tier! Man sollte diese Leistung ihm gar nicht zutrauen. Sieh nur, wie dürr und elend es dreinsieht! Wird wohl zu wenig Hafer kriegen! Schade!

Horch! Klingelingeling! Der Karussellmann hat die Glocke in Bewegung gesetzt. Erwünschtes Zeichen für den Gaul. Er bleibt stehen. Und auch die Orgeldreherin, die zitronengelbe Frau mit dem rabenschwarzen Haar, macht eine Pause. Die meisten Kinder steigen aus. Tut nichts. Andere drängen und kämpfen um die freigewordenen Plätze.

Der kleine Korbmacherpeterle, der in der vordersten Reihe der Zuschauer steht, vergeht fast vor Sehnsucht. Traurig blickt er auf das dicht vor seinen Augen haltende „Schimmele". Ach, wenn er doch auch einmal mitfahren dürfte! Nur ein einziges Mal!

„Fahrst nit, Peterle?" fragte ihn das Lorle, das neben ihm steht.

Verneinend schüttelte er den Kopf.

„Warum nit?"

„Hab keine drei Pfennig."

„Da, Peterle, hast drei, da!"

Einen Juhschrei stößt der Kleine aus, und dann klettert er am „Schimmele" empor. Schwer hält es; fast will's ihm nicht gelingen. Doch das Lorle hilft ihm, und bald sitzt er im Sattel. Fest hält er sich an der Eisenstange, und, trali, trala, rumbidibum, herum geht's prächtig, herrlich. Der Peterle lacht mit dem ganzen Gesicht wie ein junger Maikäfer. Vor Glück und Wonne bringt er den Mund fast nicht mehr zusammen. Wie schön, wie wunderschön das ist! Die vielen, vielen Leute, die man sieht! Doch an denen liegt ihm wenig. Nur nach dem Lorle guckt er, und jedesmal, wenn er an ihm vorüberkommt, lacht er es an und schlegelt mit dem linken Beine, damit es ihn auch sehen soll.

Doch was ist das? Kaum sechs Runden sind vorbei, und schon hält das Karussell an.

Wetter, was ist denn los?

O weh! Der Gaul!

Was denn? Was?

Gestürzt ist der alte, dürre Klepper.

„Ach, mein liebs Bräunl," jammert über das gefallene Tier gebeugt, der Karussellbesitzer.

„Ein fauler Tropf ist's," kreischte seine zigeunerhafte Ehehälfte, „ich will dem störrischen Kloben zeigen, was er zu tun hat!"

Durch die Menge zwängt sie sich hindurch und eilt zum grünangestrichenen Komödiantenwagen.

Gleich ist die Peitsche gefunden. Im Nu auch saust ein Hagel von Hieben auf das arme Tier nieder, das einigemal noch schwach mit den Beinen ausschlägt und sich dann nicht mehr rührt.

„Hör auf, Cenzi," ruft der kahlköpfige Alte, „siehst du denn nicht, daß es am Krepieren ist!"

Sie steht und starrt, und dann bricht sie los: „Unsinn! Das Luder hat wieder seine Marotten! Ich will sie ihm aber austreiben!"

Sie kehrt die Peitsche um und schlägt mit dem Stiel unbarmherzig auf das arme Tier los.

Nun wird's dem Alten aber doch zu bunt. Mit derbem Griff reißt er die Peitsche an sich und versetzt dem Weibe unter dem Beifallsjauchzen der Menge einige Hiebe über den Rücken. Dann sinkt er von neuem auf sein gutes Bräunl und versucht durch Schmeicheln und freundliche Worte es wieder auf die Beine zu bringen.

Vergebliches Bemühen.

Lorle, das gar zu gern dem armen Geschöpf helfen möchte, überkommt ein plötzlicher Entschluß. Fort eilt es in das Doktorhaus.

„O Herr Doktor," bittet es, „o Herr Doktor, kommt und helft. Dem Karussellmann ist das Roß gefallen, und 's will nimmer aufstehen."

Lächelnd läßt der Arzt seinen langen Bart durch die Finger gleiten und sagt: „Schön, daß du mich nicht vergessen hast, liebes Lorle; aber ein Tierarzt bin ich nicht."

Das Kind blickt höchst verwundert zu ihm auf. „O Herr Doktor," fleht es, „helft doch dem armen Roß! Seid doch so gut! Ihr habt mich gesund gemacht und bin doch so schwer krank gewesen. Ihr bringt auch den Gaul wieder auf die Beine."

Es faßt den Arzt an der Hand und zieht ihn fort.

Der Doktor sieht den himmlischen Schein im Auge des Kindes. Er kann nicht anders. Er muß ihm folgen.

„Nun denn," sagt er und nimmt seinen breitkrempigen Hut vom Kleiderständer, „wir wollen einmal sehen, was zu machen ist."

Von Lorle begleitet, verfügt er sich an den Ort des Unfalles.

Immer noch kniet der Karussellbesitzer neben dem „Bräunl". Die Tränen rinnen ihm über die welken Wangen herab. „Tot," jammert er und ringt die Hände, „tot, tot! O das Unglück! Das ist mein Untergang. Futsch bin ich, bankrott!"

Aus derselben Tonart klingt die Klage der zitronengelben Cenzi: „Ach, das lieb, lieb Bräunl! Sieben Jahr lang hat's uns gedient, treu und fleißig. Und nun das Elend! O heilige Jungfrau von Gutenzell, bös sind wir in der Patsche. Jetzt heißt's betteln oder verhungern. Was anfangen? Was beginnen?"

„Ein ander Roß kaufen," antwortet kraftvoll eine tiefe Stimme.

Das Weib wendet sich und starrt den an, der den Ratschlag erteilt hat.

Ein stattlicher Herr von edler Gesichtsbildung ist's.

„Verzeihung, wer ist der Herr?" fragt Frau Cenzi neugierig.

„Dr. Wieland," sagt der Arzt, bückt sich zu dem Pferde nieder und macht sich an ihm zu schaffen.

„Ist alles umsonst, Herr Doktor," redet ihn der Karussellmann an, „das Bräunl ist tot, und alle Doktoren der Welt werden's nimmer lebendig machen. Und mit dem Vorschlag, ein ander Pferd zu kaufen, ist's auch nichts. Woher nehmen, wenn nicht stehlen? Wir sind ärmer als die Kirchenmäuse."

Mit derbem Griff reißt er die Peitsche an sich und versetzt dem Weibe unter dem Beifallsjauchzen der Menge einige Hiebe über den Rücken.

„Da nehmt, Mann," sagt Lorle, von Mitleid bewegt, und reicht dem Alten einige Kupfermünzen hin, sein ganzes Besitztum.

Ein bitteres Lächeln fliegt über das bartstoppelige Gesicht des Karussellmannes. Schon will er mit einer spöttischen Bemerkung das Mädchen abfertigen, als er von dem treuherzigen Blick des Kindes wundersam getroffen wird.

„Ich danke dir schön, liebes Herzchen," spricht er, „doch behalte du nur dein Geld. Wollt Gott, es gäbe noch viel von deiner Sorte auf der Welt."

Und wie der Doktor das so mit ansieht und anhört, packt es ihn tief im Innersten. In die „Krone" eilt er hinüber, wo dichtgedrängt die Kirchweihgäste beisammen sitzen, die ihn alle

„So," sagt der Arzt, „da bringen wir Euch Ersatz."

kennen und alle hochschätzen. Eine kleine Rede hält er, schildert mit innigen Worten das Unheil, das den armen alten Karussellmann betroffen hat.

„Helfen wir ihm; wenn jeder ein paar Märklein opfert, dann reicht's zu einem alten Roß."

Er hält seinen Hut unter, wirft als erster selbst eine gewichtige Gabe hinein und macht dann die Runde an all den vielen Wirtstischen. Die Bauern „schucken" alle, alle. Dem Doktor zulieb, der ihr langjähriger, osterprobter Wohltäter ist, greifen sie brav in den Beutel und lassen's fliegen. Eine hübsche Summe kommt zusammen.

„Her mit," ruft der pfiffige Bachmüller, „meinen Rappen soll er dafür haben."

„Erst will ich ihn aber besichtigen," sagt der vorsichtige Doktor und schreitet mit dem Müller seinem Anwesen zu. Der Rappe erweist sich als noch leistungsfähig. Der Müller sackt den Mammon ein und führt, begleitet vom Doktor, das Roß dem Karussellmann zu.

„So," sagt der Arzt, „da bringen wir Euch Ersatz; nun kann's ja wieder losgehen mit der Rundfahrt."

Der Alte machte große Augen. Ungläubig glotzt er den Sprecher an.

„Wa — wa — was soll er kosten?" stotterte er schließlich.

„Nichts."

Freudig strahlen die Aeuglein des Alten. „Ihr wollt mir aus der Patsche helfen?" fragte er, „ist's möglich?"

Und als der Doktor bejahend nickt, bricht der Mann in Jubelrufe aus: „Herr Doktor, ich danke Ihnen viel — viel tausendmal. Wahrhaftig, es gibt doch noch gute Menschen auf der Welt."

Der Arzt wehrt seinen Worten: „Nicht mir, dem kleinen Mädchen müßt Ihr danken, das Euch beschenken wollte. Ihm habt Ihr Euer Glück zuzuschreiben."

„Gott soll's dem Kind vergelten," sagt der Karussellmann und drückt dem Arzt voll Inbrunst die Hände, und die schwarzhaarige Cenzi singt sein Lob in allen Tonarten.

Geschäftige Hände befördern das gefallene Pferd zur schmalen Rennbahn hinaus, und dann wird der Rappe angeschirrt. Trali, trala, rumbidibum! Ueberselig dreht Cenzi die Orgel; der alte Schröder läßt ein hochtoniges „hü, hü" erschallen; der Rappe tut seine Schuldigkeit, und zum Entzücken von ganz Reichenbach setzt sich das Karussell wieder in Bewegung.

Freudigere Gesichter hatte der Kirchenplatz noch nie gesehen. Kein Wunder auch! Die gesamte Dorfjugend durfte jetzt umsonst Karussell fahren den ganzen schönen Herbsttag lang. Der alte Schröder tat's nicht anders. O, der hatte das Herz auch am rechten Fleck.

Und Lorle? An seinen lieben blauen Augen hatte der Karussellmann das Kind wieder erkannt, und er eilte, es ganz besonders zu ehren.

„Willst lieber in einer Kutsche fahren?" fragte er freundlich, „oder willst auf einem „Rößle" reiten?"

Verneinend schüttelte es den Kopf. Und als er zum zweiten- und drittenmal fragte, sagte es endlich verschämt: „Auf einem Schwan möchte ich reiten."

Im Nu ward sein Wunsch erfüllt. Eigenhändig lupfte es der Alte auf einen milchweißen Schwan, und besorgt streifte er ihm die Steigbügel über seine hellgewichsten Sonntagsschühlein.

Trali, trala, rumbidibum! Wundernett drehte sich das Karussell. Hei, diese Lust! Hei, dieses Vergnügen! Das Lorle strahlte vor Glück. Der Doktor hatte doch Recht gehabt. Im Himmel war 's lieb Lorle, im Himmel!

BLB Karlsruhe

Der lachende Dritte.

Von W. Karl.

Wenn Zwei sich streiten, lacht der Dritte. Eintracht ernährt, Zwietracht verzehrt. Daß aber auch Zwietracht ernährt, nämlich den lachenden Dritten, und daß dieser Dritte verzehrt, was die Dummheit der Zwietracht ihm aufwartet, das lehret die folgende Geschichte.

Wenn man von Ixhausen aus in Dingsda einmarschiert, so liegt rechter Hand gleich am Anfang des Dorfes, das schöne breite Wirtshaus zum Löwen, und mitten in einem breiten Fenster liegt der schöne breite Löwenwirt und schaut mürrisch die Gasse auf und ab, ob denn keine Gäste zum Frühschoppen kommen wollen.

Doch! Einer kommt. Aber der Löwenwirt scheint keine große Freude an dem Gast zu haben; denn er macht ein böses Gesicht, indem der Fremdling langsam und zaghaft die große steinerne Staffel hinaufsteigt. Es war ein Handwerksbursche oder Arbeitsloser oder dergleichen; ein junges, blondes Bürschlein, gar nicht übel gekleidet, mit einem fast noch kindlichen Gesicht. Der Wanderer trat in die Gaststube und der Löwenwirt drehte sich herum, wirklich wie ein gereizter Löwe.

„Was willst?"

„Etwas zu essen, wenn's Ihnen nicht zuviel ist."

„Nein! Das soll mir nicht zuviel sein, was ich dir gebe. Dir aber auch nicht. Dergleichen faule Brüder wie du, die kriegen nämlich bei mir überhaupt nichts!"

Nun begann der Löwenwirt eine Bußpredigt, die nicht nur für die Arbeitslosen, sondern auch für die Arbeitslosenpolitiker und für die gesamte hohe Obrigkeit überhaupt sehr interessant gewesen wäre, wenn die Herren sie gehört hätten. Aber auch der einzige Zuhörer dieser Donnerpredigt fand sie gar nicht interessant; eben wollte er beschämt und traurig den Saal wieder verlassen, da kam dem Löwenwirt ein Gedanke, was nicht alle Tage geschah.

„Halt, Bürschle! Komm mal mit! — So! Da gehst du jetzt die Treppe hinauf in den zweiten Stock. Dort wohnt einer, den füttert und mästet der Staat. Der soll auch dich füttern. Laß dir von dem ein recht gutes Mittagessen geben! Schönen Appetit!"

Der Jüngling tat gehorsam wie er geheißen wurde und stieg langsam nach oben. Wie er aber im zweiten Stock ankam, da war ihm, als müsse ihn der leidige Schlag rühren. Denn da empfing ihn mit offenem, staunendem Munde und gesträubtem Schnurrbart — der Gendarm. Der wohnte nämlich da oben.

„Was wollen Sie hier? Mensch!"

„Ich wollte . . . ich wollte . . . ich wollte . . ."

„Und ich wollte, daß der Teufel . . . Herr du mein! Bald hat man nichts andres mehr zu tun als den Nomaden da nachzulaufen. — Gesteh's nur! Betteln hast du wollen! Aber warte! Diesmal bist du an den Falschen geraten."

Nun, das sah der Bursche von selbst ein.

„Herr Wachtmeister!"

„Ist das nicht eine Frechheit, sogar noch im Inneren der Häuser herumzuschnüffeln? Warte nur!"

„Herr Wachtmeister! Ich wäre nicht so frech gewesen, da heraufzukommen. Aber unten, der Löwenwirt, hat mich's geheißen. Ich solle mir hier ein gutes Mittagessen geben lassen."

„So? So? Der Cujon steckt dahinter? So? So? Na ja! Was fange ich jetzt mit dem fetten Sünder da drunten an? — Aha! Aha! Ich hab's! — So! Komm nur herein! — Da herein! In die Stube! — Also ein Mittagessen soll ich dir geben, hat er gesagt? Gut! Sollst eines haben!"

Allmählich, als der Schmausende einmal eine Atempause machte, begann der Wachtmeister das Ausfragen.

Nun rief der Wachtmeister seiner Frau und ließ dem Gast auftragen: Suppe, Kraut, Speck, eine Bratwurst; nicht übel! Der Wandersmann fühlte zwar immer noch einen bedeutenden Rest von Unbehagen, denn der grimme Mann des Gesetzes schaute ihm immerfort mit streng prüfenden Blicken zu. Aber noch größer als das Unbehagen

war bei dem Pilgrim doch der Hnnger. Der Bursche war heute schon weit gewandert und hatte noch nichts im Magen als den kläglichen Rest von gestern. So dachte er also: Mag kommen was da will! Immer ists besser, man hat etwas im Leib als man hat nichts drin. So hieb er denn entschlossen ein wie Ziethen in den Feind.

Allmählich, als der Schmausende einmal eine Atempause machte, begann der Wachtmeister das Ausfragen. Bald hatte der geübte Examinator auch heraus, daß dieser Bettler kein gewohnheitsmäßiger Schmarotzer, sondern wirklich durch plötzliche Arbeitslosigkeit in Not geraten war, und daß er ehrliche Arbeit suchte.

Endlich waren die Teller und Schüsseln leer und sogar mit Brotstücken gewissenhaft ausgewischt.

„Hat's geschmeckt? Recht so! Und jetzt wollen wir auch dem Sünder da drunten eine Freude machen. Daß mich der Kerl doch ärgert, wo er kann! Das zu schreiben, geht auf kein Papier! Dem gehört der Kuckuck als Mieter ins Haus, aber kein ehrlicher Christenmensch."

Damit geleitete der Wachtmeister den erwartungsvollen Gastfreund unter schadenfrohem Lächeln hinab in die Wirtschaft, hieß ihn sich dort setzen und bestellte mit heuchlerischer Freundlichkeit gegenüber seinem darob überraschten Hausfeind für den Handwerksburschen ein Glas Bier, dann noch eines. Er selbst trank nichts. Dagegen hieß er den Wirt, dem stummen Gast eine lange Lyonerwurst auszuhändigen, die wie eine rote schlafende Schlange in einem Teller lag. Der Wirt tat, wie der Wachtmeister befahl; aber sein vor Staunen halb offenstehender Mund zeigte die bange Frage an: Wer wird das wohl berappen? — Nun, wenn der Wachtmeister bestellte, so mußte der auch zahlen. Der Löwenwirt wollte ihm dann schon sagen, was die Zeche betrug.

Als nun alles fertig und die Wurst in der Tasche des Fremden wohl verstout war, stand der Wachtmeister geruhig auf, gab dem Burschen die Hand und segnete ihn zum Abschied und zur Reise. Zum Wirt aber sagte er unendlich kaltblütig:

Als nun alles fertig war, stand der Wachtmeister geruhig auf, gab dem Burschen die Hand.

„Wir sind also wohl quitt. Alles zusammen wird ungefähr eine Mark fünfzig machen ... Auf Wiedersehen, Herr Löwenwirt!"

„Ja! Halt! Wie soll ich das verstehn? Wer zahlt denn das Bier und die Wurst? Das müssen Sie bezahlen. Denn wer bestellt, der zahlt auch."

„Ist beides schon bezahlt. Wollen Sie mir nicht eine Quittung geben? Es ist nämlich Ihre Gewohnheit, die Rechnungen zweimal zu schicken."

„Lassen Sie diese Späße!" drohte der Hausherr.

„Späße? Das ist hier kein Spaß, sondern ein glattes Geschäft. — Sie, Herr Löwenwirt, haben mir den Burschen da heraufgeschickt, ich solle ihm ein Mittagessen geben. Nun, das hat er auch bekommen. Er kann's Ihnen beschwören. Bei Ihnen aber hätte es mindestens eine Mark fünfzig gekostet. Wer nun aber bestellt, ganz richtig, der zahlt auch. Sie haben für den Mann da das Essen bei mir bestellt, folglich zahlen Sie es auch. Also waren Sie mir eine Mark fünfzig schuldig. Für diesen Betrag aber, anstatt ihn in bar zu fordern, ließ ich dem Burschen soeben Bier und Wurst verabreichen. Ich denke, wir sind nicht nur quitt, sondern Sie haben sogar noch ein kleines Geschäft gemacht. Sollten Sie aber damit nicht einverstanden sein, so können Sie mich ja verklagen. Adieu, Herr Löwenwirt! Lebe wohl, mein Sohn! Wenn du aber wieder in einem Dorf fechtest, so fang nicht gleich bei dem Gendarm an, sondern erkundige dich zuerst, wo er wohnt!"

Der Löwenwirt verklagte den Wachtmeister nicht. Aber an jenem Tag warf er die Stühle in der Stube herum, daß der Schreiner hintennach reichlich Arbeit bekam.

Des Hinkenden Standrede über das Fliegen.

An einem Herbsttag des Jahres 1926 saß der Hinkende wieder einmal im „Löwen“ mit seinen Getreuen, so zwischen Licht und „i g'sieh nix mehr“, um ein Gläschen vom Neuen zu probieren. Dieser versprach ein guter Jahrgang zu werden, und die frohe Aussicht auf einen guten Tropfen der edlen Gottesgabe erfüllte die Herzen und beschwingte die Gedanken. „Paßt auf, Löwenwirt,“ sagte der Hinkende, „übers Jahr wird auch Euer Neuer mit Flugzeugen nach Berlin kutschiert werden, wie es dies Jahr zum erstenmal vom Rhein aus geschehen ist, damit die armen Großstädter da im Norden auch verschmecken können, was neuer Wein ist.“

„An mir soll's nicht fehlen,“ erwiderte der Löwenwirt, „aber wenn mein Wein nach Berlin fliegt, will ich mitfliegen. Meint Ihr, Hinkender, das ist eine sichere Sache?“

„Und ob! Im vorigen Jahr sind in Deutschland schon 85000 Flugreisende befördert worden, und es ist ganz wenig passiert. Beim Eisenbahnfahren gibt's auch manches Unglück, und erst beim Automobil- und Motorradfahren. Da will ich schon lieber fliegen, da gibt's wenigstens keine Zusammenstöße, bei denen man sein Leben verliert.“

Der Barbier, der seine Zeitung genau las, hatte an Stelle des Hinkenden rasch die Antwort gegeben. Nun fuhr der Lehrer fort und nickte bekräftigend mit dem Kopf: „'s sind aber auch genug heruntergefallen bis die Flugkunst so weit gekommen ist, wie sie heute dasteht; aber merkwürdig. 's ist wie in der Schlacht; die Lebensgefahr hat keinen abgehalten, das Fliegen zu versuchen.“

„Ja,“ nahm nun wieder der Hinkende das Wort, „da war es am 12. August grad dreißig Jahre her, daß einer der Ueberlegtesten und bei allem Wagemut doch Vorsichtigsten den Tod bei einem Flugversuch fand; das war Otto Lilienthal. Ich weiß nicht, ob Ihr in Eurer Zeitung am Jahrestag seines Todes etwas über ihn gelesen habt; aber verdient hat er es, daß man sich seiner erinnert und sein Andenken ehrt, grade jetzt, wo die deutsche Flugtechnik so angesehen und erfolgreich ist. Drum möchte ich Euch von ihm erzählen.“

Der Hinkende sah sich fragend um; da er lauter Zustimmung und Spannung auf den Gesichtern las, fuhr er fort: „Er ist nämlich, kurz gesagt, der eigentliche Begründer der Flugwissenschaft. Von Beruf war er Ingenieur; aber sein Hauptstreben galt der Bezwingung der Luft; für das Ziel, ein Flugzeug zu erfinden und mit ihm fliegen zu lernen, setzte er mit größter Leidenschaft all seine Kenntnisse und Fähigkeiten ein. Aber nicht nur seine Beharrlichkeit und Zähigkeit sind vorbildlich, er ist auch mit größter, echt deutscher Gründlichkeit vorgegangen; er hat erst sich und seinen Modellen einfache Aufgaben gestellt, dabei jede Einzelheit durchdacht, durchgerechnet, dann erst durchprobiert, und nach den Erfahrungen an den Modellen wieder gerechnet, verbessert und wieder probiert.“

„Probieren geht halt doch über Studieren,“ schaltete der Maurerpolier ein, „aber erzählt nur weiter, das interessiert uns alle!“

„Der Hinkende hat ja,“ so fuhr er selber fort, „die ganze Entwicklung der Fliegerei seit vielen Jahren verfolgt und das Kopfschütteln nicht begriffen, mit dem damals so viele die Bestrebungen Lilienthals begleiteten; er hätte ihm von ganzem Herzen gewünscht, daß er seine Versuche hätte zu Ende und zu vollem Erfolg bringen dürfen. Denn die Aufgabe, die er sich zunächst gestellt hatte, die hat er auch gelöst: er wollte nicht gleich fliegen wie eine Taube mit raschem Schlag der Flügel nach oben und unten — diese Art des Fliegens nennt man Ruder- oder Schwingenflug —, nein, er wollte zunächst nur fliegen, wie etwa ein Storch vom Nest herunter auf die Wiese fliegt, indem er sich mit ruhig gehaltenen Schwingen den Luftströmungen entgegenwirft und sich ohne eigene Anstrengung tragen und sanft heruntergleiten läßt. Diese Art des Fluges heißt darum auch Gleitflug.“

„Das muß ganz schön sein, denke ich mir, sich so dahintreiben lassen,“ meinte die Löwenwirtin, die auch einen Augenblick zugehört hatte.

„Aber Lilienthal hat's ganz allmählich lernen müssen; trotz seiner zwei Tragflächen, die wie Fledermausflügel geformt waren, fiel er das erstemal vom Dach seines Hauses, von dem er absprang, fast wie ein Stein herunter. Aber allmählich ging's besser; auch brachte er über

der ersten Tragfläche noch eine zweite an; wir sagen heute, er machte aus seinem Eindecker einen Doppeldecker. Und als er den Gleitflug beherrschte, ging er daran, den Flug der großen Seevögel nachzuahmen, die die Windkraft zur Fortbewegung ausnutzen, so daß sie ohne einen einzigen Flügelschlag mit ausgebreiteten Fittichen empor- und weitergetragen werden."

„Ich hab' schon manchmal gedacht, wenn ich über Land gehe und sehe die Weihe über dem Wald kreisen, das muß auch so was ähnliches wie Segelflug sein," unterbrach der Postagent.

„Gewiß, aber die Vögel haben vor dem Menschen das feine Gefühl für die Winde voraus. Drum gehörte auch viel Mut dazu, so zwischen Tragflächen hängend, sich jedem Windstoß preiszugeben. Aber Lilienthal lernte schließlich durch unablässiges Bemühen tatsächlich, in immer wiederholtem Auf- und Abwärtsgleiten von Windströmung zu Windströmung, die Kraft des Windes auszunutzen. Und eben bei einem solchen Segelflug, bei dem er sich schon in Kirchturmhöhe befand und wie ein Schmetterling hoch in der Luft dahinschaukelte, fand er den Tod durch

Der fliegende Storch und der fliegende Lilienthal.

einen Windstoß, den er nicht abfangen konnte, und der ihn mitsamt dem Flugzeug zum Absturz brachte."

Der Hinkende schwieg, sah nachdenklich in sein Glas, nahm einen Schluck und fuhr dann fort, da alle schwiegen: „Lilienthal war nicht mehr weit von der Erbauung eines richtigen Flugzeuges mit einem Motor gewesen, aber in Deutschland wurden seine Fortschritte zunächst nicht weitergeführt. Die meisten Nachfolger fand er im Ausland. Erst in den Jahren nach dem Krieg, als uns in Deutschland, wie ihr wißt, nur ganz schwache Motore in Flugzeuge einzubauen erlaubt war, damit diese nicht kriegsverwendungsfähig waren, haben mutige junge Leute, Schüler der technischen Hochschulen von Hannover, Darmstadt, Stuttgart und Dresden, aus der Not eine Tugend gemacht und versucht, wie weit man überhaupt im Segelflug ohne Motor gelangen kann. Das ist im Grunde genommen nur die unmittelbare Fortsetzung der Lilienthalschen Versuche."

„Aha," sagte der Barbier, „das sind wohl die Segelflieger, von denen die Zeitungen sagen, daß sie in der Rhön ihr Wesen treiben."

„Geübt und gebastelt haben sie an vielen Orten, aber in der Rhön haben seit 1920 jeden Herbst Wettbewerbe stattgefunden um Preise, die die Flugzeugindustriellen ausgesetzt haben; in England und Frankreich, auch in Sowjetrußland, ist übrigens ähnliches geschehen; selbst in Italien sind unsre Segelflieger zur Schau geflogen. In der Rhön ist eben auch herrliches Gelände für Flieger: weitgedehnte Moore, einsame Heiden und baumlose Hochflächen, dafür, namentlich an ihrem höchsten Berg, der Wasserkuppe (sie ist etwa so hoch wie der Kniebis), weht jahraus, jahrein ein starker Wind, und besonders furchtbar sind die Stürme im Herbst und Winter. Drum sagt das Sprichwort mit Recht: »Zu einer Pelzkappe gehören in der Rhön drei; einer, der sie auf hat, zwei, die sie festhalten.«

„Diese Winde sind aber den Segelfliegern gerade recht; sie bauten sich frisch-fröhlich Flugzeuge, die nur aus großen Flügeln bestanden und flogen, ähnlich wie Lilienthal gegen den Wind abspringend, immer weitere und weitere Strecken, nur durch Ausnutzung des Windes. Der motorlose Segelflug ist ein richtiger Sport geworden, wie Rudern oder Kanufahren. Bereits haben die Segelflieger gelernt, mehrere Stunden in der Luft zu bleiben und hin und her zu segeln, zu drehen und zu wenden wie ein Motorflieger. Das bis jetzt schönste Ergebnis hat aber nicht in der Rhön, sondern an der Ostsee in Rositten, auf der Kurischen Nehrung, wo die Vogelwarte ist, der Lehrer Schulz erzielt, ein bewährter Kriegsflieger, der mit einem Passagier in einem Segelflugzeug den Weltrekord auf über 9 Stunden hinaufgeschraubt hat, und noch dazu mit den einfachsten Mitteln und ohne viel Aufhebens davon zu machen."

„Und was ist denn sonst bei dieser Fliegerei herausgekommen?" fragte der Maurerpolier nun doch etwas spitz.

Aber der Hinkende entgegnete ruhig: „Die

Sache ist nur scheinbar spielerisch und überflüssig; es sind vielerlei neue Erkenntnisse wissenschaftlicher, aerodynamischer und bautechnischer Art, wie die Flieger sagen, dabei gewonnen worden, das heißt über Kraftwirkungen und ihre Ausnutzung in bewegter Luft und die Berücksichtigung dieser Kräfte beim Bau der Flugzeuge überhaupt, ferner über Flächenkrümmung, auf die es sehr ankommt, Größe der Fläche und den Luftwiderstand, je nach der Form der Flächen und sonstigen Teile. Der tatsächliche Erfolg der Versuche namentlich in der Rhön ist die Möglichkeit, ein Sportleichtflugzeug zu bauen, eine Art fliegendes Motorrad, in Anschaffung und Betrieb billig, in Bedienung einfach und mit wenig Handgriffen in ein Straßenmotorrad umzuwandeln. Bald könnt Ihr die »Brautomobile« nicht nur durch die Straßen stürmen, sondern auch durch die Lüfte fliegen sehen. Der Sonntags»ausflug« wird dann in des Wortes wirklicher Bedeutung wahr."

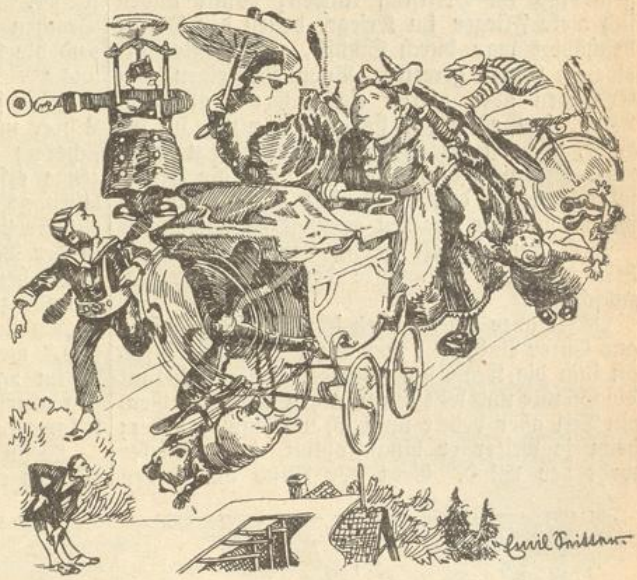
Da lachten alle, und der Löwenwirt meinte: „Wenn man das so hört, dann könnte man wirklich denken, es käme noch dahin, daß bald jeder fliegen kann und jenes Gewimmel in der Luft wäre, das die »Fliegenden Blätter« schon vor vielen Jahren prophezeit haben."

„Gewiß," bestätigte der Barbier, „denn vor einigen Wochen ging ein Bild durch alle illustrierten Blätter, das die Erfindung eines Flugapparates zeigte, den sich jeder wie eine Art Tornister anhängen kann; es waren zwei Flügel und zwei Schrauben wie Korkzieher daran; aber ob er etwas taugt, hat nicht dabei gestanden."

„Einem Berliner Arzt ist aber ein Flugversuch geglückt," sagte jetzt der Hinkende, „wenn er auch nur über zwanzig Meter reichte, mit einem Apparat, der, ohne Segelwirkung, als Antrieb ein Fahrrad hatte und so den Beweis lieferte, daß man mit reiner Menschenkraft fliegen kann."

„Also stellt Euch vor, daß bald nicht nur die Motorräder, sondern auch die Fahrräder Flügel haben werden; das kann ja nett werden!" rief der Postagent.

„Auch diese Versuche sind durchaus ernst zu nehmen," gab der Hinkende seinen Getreuen zu bedenken. „Lilienthals siebenundsiebzigjähriger Bruder Gustav baut heute noch an einem Schwingenflieger, dessen Flügel durch einen Motor von drei Pferdekräften bewegt werden, und ein österreichischer Lehrer in Wien will ebenso mit den Kräften eines Motorrades zwei große Flügel bewegen. Und mit einem Schraubenflieger — einem Flugzeug, das statt Tragflächen eine wagrecht kreisende Schraube in der Art von Windmühlenflügeln hat — sind dem Erfinder, einem Spanier, in Berlin auf dem Tempelhofer Felde dieses Jahr schöne Flüge gelungen. Aber es wäre Euch wohl langweilig, wenn ich all die Namen der Erfinder aufzählen wollte, die vor



Der Sonntags„ausflug" wird dann in des Wortes wirklicher Bedeutung wahr.

Lilienthal und in den letzten 25 Jahren nach ihm Flugzeuge konstruiert haben. Genug, wirklich frei und öffentlich zum erstenmal geflogen ist ein in Paris lebender wagemutiger Brasilianer, Santos Dumont, am 13. September 1906, einen Tag, nachdem dem Dänen Ellehammer in der Stille das gleiche geglückt war. Santos Dumont flog auf einem Flugzeug mit Motor, Propeller oder Luftschraube zur Fortbewegung und unbeweglichen Tragflächen, beweglichen Flächen zur Steuerung. Im ganzen war es ein gebrechliches Fahrzeug mit vielen Verkehrtheiten; aber es flog, und seitdem ging's mit Riesenschritten vorwärts, die Ihr alle miterlebt habt, bis zur heutigen Durchbildung und Leistungsfähigkeit des Motorflugzeugs. Aber habt Ihr Euch auch einmal wirklich klar gemacht, warum so ein modernes Flugzeug überhaupt fliegen kann, so daß Ihr's Euren Buben erzählen könnt, wenn sie Euch darnach fragen?"

„O je, Hinkender, die wissen heute schon mehr davon als wir," meinte der Bürgermeister, „in der Schule lernen sie's nicht, aber sie wissen's doch. Und drum tut Ihr ein gutes Werk, wenn Ihr es uns erklärt, damit wir vor ihnen bestehen können."

„Ich will es Euch gern erklären, und vielleicht

unterstützt mich der Herr Lehrer dabei, wenn ich etwa nicht mehr weiter weiß. Den Gleitflug, von dem wir vorhin gesprochen haben, wenden die Motorflugzeuge nur dann an, wenn sie aus der Höhe herab landen wollen; dann wird aber der Motor abgestellt. Auch wenn an ihm ein Schaden ist, kann das Flugzeug noch gefahrlos im Gleitflug landen; damit haben sich viele Flieger im Kriege, denen der Motor beschädigt war durch Schüsse, noch hinter die eigenen Linien gerettet. Beim Aufsteigen vom Erdboden aber gleitet ein Flugzeug auf dem Wind, den es gegen sich haben muß, in die Höhe, wie ein Drachen, den man steigen lassen will. Mit dem laufen und springen die Buben solange gegen den Wind, bis die Schnur sich spannt und der Drachen anfängt zu steigen."

„Ich muß sie oft genug von meiner Wiese herunterjagen," brummte der Bachhuber dazwischen.

„Weil aber der Drachen schräg steht, wie Ihr aus Eurer Bubenzeit noch wißt, darum teilt sich an ihm die Kraft des Windes, ein Teil spannt die Schnur und will den Drachen mit fortreißen, ein Teil aber drückt ihn hoch und immer höher; denn je weiter er hinaufkommt, desto stärker weht der Wind. Geht der Wind am Boden stark genug, braucht man bekanntlich nicht mit dem Drachen zu laufen, da steigt er gleich von selbst, und wenn er sehr hoch steht und der Wind ist stark, dann schneidet einem die Schnur in die Hand vom Druck des Windes. Wie ein Drachen ist das Flugzeug schwerer als die Luft; ohne Bewegung und Wind muß es herunterfallen. Aber den Wind, den es haben muß, macht das Flugzeug selbst; mit dem Propeller, der nichts anderes als ein Stück Schraube ist, schraubt und bohrt es sich so schnell vorwärts auf dem Boden und hernach in der Luft, daß es von ihr ebenso getragen wird wie der Drachen. Drum heißen unsere Flugzeuge auch Drachenflieger. Denn ob sich der Wind gegen den Drachen oder das Flugzeug gegen den Wind und die Luft bewegt, das kommt auf eins heraus."

„Nur sehr schnell muß es gehen," setzte der Lehrer noch hinzu, „je schneller, desto besser und sicherer; und darum konnten flugfähige Fahrzeuge erst gebaut werden, als es ausreichend leistungsfähige und leichte Motore gab. Denn ein Propeller macht etwa 1600 Umdrehungen in der Minute. Und die schnellsten Flugzeuge legen heute schon über 500 Kilometer in der Stunde zurück."

„Da sind ja unsere Postflugzeuge schon langsam," meinte der Postagent, „denn sie brauchen — im »grünen Büchle« könnt Ihr's lesen — von Karlsruhe nach Frankfurt, also für 150 Kilometer, über eine Stunde."

„Wenn Ihr das so erzählt, Hinkender, klingt alles so einfach und selbstverständlich, daß man eigentlich gar nicht verstehen kann, warum ein Flugzeug herunterfällt," wandte sich nun der Maurerpolier an den Hinkenden, der eben sein Glas wieder niedersetzte und nun fortfuhr: „Ihr müßt bedenken, die Hauptschwierigkeit beim Fliegen ist die, das Flugzeug im seitlichen Gleichgewicht zu halten. Dafür haben die Gebrüder Wright die Abhilfe erfunden, das ist die sogenannte Verwindung; dabei wird der äußerste seitlich rückwärtige Teil des einen Flügels nach oben, der entsprechende des anderen nach unten gedreht, so daß sozusagen die beiden Hälften der Tragflächen Schraubenform annehmen und die eine Seite, die zu viel Windwirkung von der Seite erfährt, verkleinert wird, die andere aber mehr vom Windstoß auffangen kann und so das Flugzeug seine horizontale Lage beibehält. Uebrigens sind diese Brüder Wright die allerersten gewesen, die geflogen sind, aber sie haben ihre Erfolge und Erfindungen drei Jahre lang, bis 1908, geheim gehalten. Ihr Hauptgeheimnis war eben die Verbindung der Verwindung mit dem Seitensteuer, so daß das Fliegen von Kurven ohne Sturzgefahr möglich wurde."

Mit dem Drachen laufen die Buben so lange gegen den Wind, bis die Schnur sich anspannt und der Drachen anfängt zu steigen.

„Was aber jetzt die Kunstflieger alles machen können, das ist fabelhaft," sagte der Postagent; „ich habe beim Flugtag in Karlsruhe den Udet fliegen sehen, der im Krieg den Pour le mérite sich erworben hat; der hat in der Luft Kinderballons gefangen, ist unter einem Seil durchgeflogen und hat Kunststücke gezeigt wie ein Akrobat im Zirkus."

„Die Flugzeuge selbst werden eben auch fortgesetzt verbessert und dadurch sicherer; 's ist zwar gerade bei den Schauflügen dies Jahr allerhand passiert," ließ sich der Lehrer wieder hören. „Man probiert heutzutage alle möglichen Verbesserungen in der Form der Tragflächen, der Gestalt des Rumpfes, der Größe und Wirkung der Steuer bei den flugtechnischen Versuchsanstalten in sogenannten Windtunnels, das sind Blechröhren von doppelter Mannshöhe im Durchmesser, in denen der Wind nicht nur pfeift wie auf dem Theater, sondern wirklich in jeder Stärke weht; da kann man schon an Modellen von ganz netter Größe erproben, wie sie dem Wind standhalten."

Großflugzeug, dessen Ladekeller mit Weinfässern beladen wird.

„Drum sind die Flugzeuge allmählich auch ganz anders geworden," setzte der Hinkende nun seine Rede fort. „Früher waren sie höchst zerbrechlich aus Holz und Leinwand, heute macht man sie so viel wie möglich aus Metall; ein Flügel kann heute ein halbes Hundert Menschen tragen, ohne zu brechen. Vor allem sind dadurch auch die vielen Verspanndrähte weggefallen, die einen so hohen Luftwiderstand ergaben und die Geschwindigkeit verringerten. Selbst den Propeller macht man jetzt aus Metall, und zwar werden dazu, ebenso wie zum Bau der anderen Teile und der Motore Leichtmetallegierungen, namentlich aus Aluminium und Magnesium, verwendet, die die Wissenschaft der Technik in ganz ungeahnter Güte zur Verfügung stellt. 's wird aber auch alles mögliche von den Flugzeugen verlangt: sie sollen jedem Wetter standhalten, bei Tag und Nacht aufsteigen und landen, zu jeder beliebigen Höhe steigen und tagelang in der Luft bleiben können. Kein Wunder, daß sie immer größer werden. Schon der Graf Zeppelin hat immer gesagt: Baut Riesenflugzeuge! Und da hat er recht gehabt. Der Hinkende hat in ein deutsches Großflugzeug hineingeschaut, das hat drei Motore von über tausend Pferdestärken zum Antrieb von drei Luftschrauben, dazu einen eigenen Hilfsmotor für Beleuchtung, Schnelltankung, Funkdienst, bequeme Räume für die Reisenden und ihr Gepäck, und unter den eigentlichen Deckräumen noch einen durchgehenden Ladekeller durch den ganzen Rumpf. Da hätte viel von Eurem Wein Platz, Löwenwirt."

„Man liest aber auch von allen möglichen Leistungen der Flugzeuge und Flieger," sagte der Postagent, als er sah, daß der Löwenwirt keine Miene machte zu antworten, „bald wird von einem Flugzeug berichtet, das ausgesandt wurde Fischschwärme aufzusuchen oder eine Untiefe oder die Lage eines gesunkenen Schiffes festzustellen; oder es muß Verbrecher verfolgen, Kranke transportieren, der Reklame ebenso dienen wie der Erforschung einer unbekannten Gegend; selbst Waldbrände und Raupenfraß im Wald werden vom Flugzeug aus bekämpft."

„Die Gemeinde hat auch ein Angebot gekriegt, die ganze Gemarkung aus der Luft photographieren zu lassen," fügte der Bürgermeister hinzu, „ich hätte nicht übel Lust, einmal einen Versuch machen zu lassen. Ich hab' mir sagen lassen, auf den Luftbildern sähe man manches besser als auf dem Erdboden; z. B. ließen sich Erträge und Schäden, etwa durch Hagel oder Ueberschwemmung, im Bild von oben leichter abschätzen und von verschiedenen Stellen vergleichen."

„Das könnt Ihr wohl," ermutigte der Hinkende, „da bekommt Ihr ein so klares Bild Eurer Gemarkung wie auf keine andre Weise;

BLB Karlsruhe

den Verlauf aller Grenzen sieht man haarklein. Aber der Luftverkehr ist doch die Hauptsache. Dieses Jahr sind im fahrplanmäßigen deutschen Flugverkehr fast 57000 Passagiere befördert worden über mehr als 6 Millionen Kilometer, ohne daß ein Unfall vorgekommen ist. Heute verkehren die Flugzeuge so pünktlich wie früher die Postwagen, genau nach dem Fahrplan fahren sie ab und landen sie. Briefe befördern sie fast so schnell wie der Blitz; darum nimmt die Brief- und Paketbeförderung durchs Flugzeug so außerordentlich zu. Und wie sicher der Flugverkehr heute ist, das könnt Ihr am besten daraus ersehen, daß wir heute Flugzeugführer haben, die schon im ganzen über 400000 Kilometer, das ist soviel wie zehnmal um die ganze Erde herum, geflogen sind."

„Sogar bis nach China sind Deutsche schon geflogen, hab' ich gelesen," sagte der Barbier; „und die Engländer wollen regelmäßige Fahrten nach Indien einrichten mit großen Flugzeugen," setzte der Schneidernaz hinzu, der mit seinem Wissen nicht hinter den andern zurückstehen wollte.

„Ja," nahm der Hinkende wieder das Wort, „in kurzer Zeit wird die ganze Erde mit Flugverkehrslinien überzogen sein. Denn der Luftverkehr zeigt seinen Hauptvorzug grade auf den großen und größten Strecken, weil da mit ihm so ungeheuer viel Zeit gespart wird. Die Strecke Köln—Königsberg" —

„Grade 1000 Kilometer," warf der Lehrer ein; „kann in nicht ganz 6 Stunden, von Hamburg nach New-York in $1\frac{1}{2}$ Tagen, von Hamburg nach Südaustralien in 6 Tagen geflogen werden. Für diese Flüge übers Meer baut man Seeflugzeuge, das sind bald Flugzeuge mit Schwimmern, damit sie auf dem Wasser niedergehen können, bald sind es sozusagen Boote mit mächtigen Flügeln, die dann aussehen wie Walfische. Für sie gibt's dann an der Küste noch Sonderaufgaben; was meint Ihr, wieviel Gutes kann so ein Flugzeug leisten, das auf dem Wasser niedergehen kann, wenn es zu einem Schiff in Seenot hinfliegt und die Besatzung abholt, oder wenn es den vom Hochwasser und Sturmfluten abgeschnittenen Bewohnern von Inseln in höchster Not Hilfe bringt."

„Man möchte grad meinen, die Zeppelinluftschiffe seien überflüssig und gar nichts mehr wert, und es war doch so schön, wenn sich ab und zu eines hier sehen ließ," ließ sich die Löwenwirtin vernehmen, „zu denen hätt' ich viel mehr Vertrauen als zu den Flugzeugen; von den Zeppelinen ist auch, wenigstens soviel ich weiß, außer im Krieg, nie eines heruntergefallen und nie ein Mensch zu Schaden gekommen."

Dornier-Wal, einem von Sturmflut bedrohten Hallighaus nahend.

„Da habt Ihr recht, Frau Löwenwirtin; dem Hinkenden wäre es auch in der Seele leid, wenn die Zeppeline nicht mehr gebaut und zum alten — Aluminium geworfen würden. Aber soweit ist es Gott sei Dank noch nicht; im Gegenteil, man braucht die Zeppelinschiffe jetzt erst recht, grade für die weitesten Strecken übers Meer, seit der Amerikaflug des Z. R. III bewiesen hat, wie glänzend sie sich dafür eignen. Und eine wissenschaftliche Fahrt zum Nordpol plant der Dr. Eckener auch."

„Warum sind sie denn grade dafür so gut zu brauchen?" fragte der Bachhuber, der aufmerksam zugehört hatte.

„Das will ich Euch gleich sagen. Die Flugzeuge sind alle schwerer als die Luft, die Zeppeline aber leichter. Denn sie enthalten ja in ihrem starren Aluminiumgerüst sozusagen eine ganze Reihe von Luftballons, die mit Wasserstoff gefüllt sind. Ein Kubikmeter Wasserstoff wiegt aber nur ungefähr den 15. Teil der gleichen Luftmenge, 1000 l Luft nämlich wiegen etwas mehr als $2\frac{1}{2}$ Pfund, 1000 l Wasserstoff aber nur 90 Gramm. Nun faßt heute ein Zeppelin hundert bis hundertfünfzigtausend mal tausend Liter Wasserstoff, darum ist dieser Gewichtsunterschied zwischen dem Traggas und der Luftmenge, deren Raum es im Zeppelin einnimmt, so groß, daß

nicht nur die Teile am Fahrzeug, die schwerer sind als die Luft, getragen werden nebst Betriebsstoff, Gepäck und allem sonst nötigen und möglichen, sondern daß das ganze Schiff eben leichter ist als die Luft, und darum in ihr schweben kann."

„Diesen Unterschied zwischen dem Gewicht der Luftmenge, die das Zeppelinluftschiff verdrängt, und seinem Gesamtgewicht nennt man seinen Auftrieb," setzte der Lehrer noch erklärend hinzu.

Darauf der Hinkende wieder: „Dieser Auftrieb nun ist der große Vorzug des Zeppelins vor den Flugzeugen; er hält ihn ohne weiteres von selbst in der Luft, erlaubt ihm die Mitnahme von großen Mengen Betriebsstoff für die Motore, von genügend Leuten zum Abwechseln in der Bedienung der Steuer und Maschinen. Darum kann es mehrtägige Fahrten ohne Zwischenlandung ausführen, zwei- bis dreitausend Kilometer übers Meer. Bereits haben die Spanier die Einrichtung einer Luftschifflinie Sevilla—Buenos-Aires beschlossen."

„Das freut mich jetzt; dann kriegt der Luftschiffbau Zeppelin in Friedrichshafen doch auch wieder zu tun und braucht nicht mehr um Geld zu betteln," sagte der Bachhuber aus vollem Herzen.

„Was will man denn immer noch am Nordpol? Er ist doch schon lange entdeckt," fragte der Barbier den Hinkenden.

„Die Fahrt nach dem Nordpol ist eine alte Idee des Grafen Zeppelin, drum war er 1910 schon selbst in Spitzbergen. Aber sie hat nicht mehr nur wissenschaftliche, sondern auch sehr große praktische Bedeutung: der kürzeste Weg nämlich von Europa nach Nordamerika führt über den Nordpol, nicht für Dampfer, denn das Meer ist meist zugefroren, wohl aber für Flugzeuge und Luftschiffe; denn dort herrschen im allgemeinen gleichmäßige und günstige Wetter-, Luft- und Lichtverhältnisse. Man will also erkunden, wie sich da ein regelmäßiger Flugverkehr einrichten läßt."

„Also darum ist der Amundsen schon zweimal dort gewesen," sagte der Barbier jetzt, „was hatte er denn für Fahrzeuge, wißt Ihr das, Hinkender?"

„Das erstemal ist er auf einem »auslandsdeutschen« Flugzeug geflogen, das ein deutscher Flugzeugerbauer mit Namen Dornier in Pisa erbaut hatte, aber er hatte einen tüchtigen Württemberger als »Montör« mit; er hat dabei aber den Pol selbst gar nicht erreicht. Das zweitemal hatte er ein italienisches sogenanntes halbstarres Luftschiff; halbstarr heißt es, weil die eigentliche Gashülle ihre Form nicht von einem festen Gerüst, wie der Zeppelin, erhält, sondern dadurch, daß sie fortgesetzt aufgeblasen und unter Druck gehalten wird. Man sagt darum besser Prallluftschiff."

„Unsre deutschen Militärluftschiffe vor dem Krieg, die der Major Groß konstruiert hat, und die Parsevalluftschiffe waren auch ähnlich; ein Vetter von mir hat bei den Luftschiffern gedient und das Kaisermanöver mitgemacht, bei dem beide verwendet wurden, der hat mir davon erzählt," berichtete nun der Bürgermeister.

„Aber weder die Franzosen noch die Engländer noch wir haben an den halbstarren Luftschiffen viel Freude erlebt," warf der Lehrer ein, „die starren Zeppeline sind ihnen doch weit überlegen. Drum ist es merkwürdig, daß kein System das andere ganz hat verdrängen können; selbst Luftballons finden noch als Sport- und Forschungsfahrzeuge ab und zu Verwendung."

„Man darf eben eines nicht vergessen," sagte der Hinkende, „eine Fahrt mit einem Luftballon schildern alle, die je eine mitgemacht haben, als einen großartigen Genuß. Man kann sie ja auch ein bißchen lenken, indem man den Ballon durch Ballast- oder Gasabgabe in Windschichten verschiedener Richtung bringen kann; und auch das Landen ist seit der Erfindung der Reißbahn durch Major Groß, die den Ballon plötzlich zu entleeren erlaubt, lange nicht mehr so gefährlich wie früher."

„Das muß herrlich sein, so vom Fleck weg in die Höhe fliegen zu können. Ich hab' einmal in Baden-Baden von der Wiese vor dem Kurhaus einen Luftballon steigen sehen den die Automobile verfolgen mußten; ich wär' am liebsten mitgeflogen," gestand jetzt der Barbier.

„Ich mein' auch, mit einem Luftballon müßt' man am höchsten hinauf kommen; ist es nicht so?" fragte der Schneidernaz.

„Ihr habt nicht so ganz unrecht," erwiderte der Hinkende, „wenigstens hat es sehr lang, fast 25 Jahre gedauert, bis das Flugzeug die höchste Höhe, die im Luftballon im Jahre 1901 mit 10500 m erreicht worden war, übertroffen hat; erst im Herbst dieses Jahres ist es einem französischen Flieger gelungen unter ganz außergewöhnlichen Vorbereitungen, die wochenlang dauerten, bis fast dreizehn Kilometer hoch zu fliegen; aber die Kälte und die dünne Luft haben ihn furchtbar gepeinigt."

„Und nun will man gar nach dem Monde fliegen. Könnt Ihr uns nicht auch davon erzählen? Ihr wißt doch mit allem Bescheid!" wandte sich der Postagent an den Hinkenden.

Der aber trank eben aus und sagte: „Wenn ich wiederkomme, gerne; aber für heute ist's genug, sonst geht's Euch nach dem vielen Reden vom Fliegen so wie dem Trompeter von Säckingen, der auf einmal auf dem Morgenstern gelandet ist und dort unsern Hebel getroffen hat. Das wär' mir ja schon recht für Euch, aber ich weiß

nicht, ob er noch dort ist, ob ihn der liebe Gott nicht noch näher zu sich herangeholt hat, drum b'hüt Gott für heute und auf Wiedersehen übers Jahr."

Dabei gab er allen der Reihe nach die Hand und schritt zur Tür hinaus.

Vom Sepp-Frieder.

Von L. Haarbeck.

„Nu hör 'mal wieder den alten Sünder, wie er greint!" sagte die Flicklies zu ihrer Mutter, die sich am Fenster von der lieben Julisonne bescheinen ließ.

„Ja," antwortete die Angeredete, „ich hab' ihn heimkommen hören heut nacht. Daß Gott erbarm! Ich glaub, er ist auf allen vieren die Treppe 'raufgekrabbelt."

„So ein Lump!" fuhr die Flicklies fort, „hat er das Kind schwer krank in der Augenklinik und führt so ein Leben! Ich tät mich der Sünd fürchten."

Die Flicklies wohnte mit ihrer Mutter in einer Mansarde mit schiefen Wänden im fünften Stock, und der „alte Sünder", der Sepp-Frieder, bewohnte daneben eine Kammer. Es ist wahr, der Sepp-Frieder hatte das heulende Elend. Das kam meist über ihn, wenn er ein paar Stunden seinen Rausch verschlafen hatte. In diesem Zustand konnte man ihn um den Finger wickeln, und er schwur jedesmal hoch und heilig, daß das sein letzter Rausch gewesen sei.

Der Sepp-Frieder brauchte nicht in der Stadt in einer Mansarde zu sitzen und zu greinen. Er hatte bessere Tage gesehen. Noch vor fünf Jahren saß er auf einem netten, kleinen Bauerngütchen draußen in einem stillen Dörflein mit Weib und Kind, und sie hatten miteinander geschafft und gespart, damit das Rickele, das kleine blonde Ding, mit den großen, runden Blauaugen, es einmal besser und schöner haben sollte als seine Eltern.

Auf einmal bekam der Sepp-Frieder den Stadtfimmel. Er nahm in der Stadt Arbeit, und sein Weib schuftete daheim allein weiter, bis sie nicht mehr konnte. Und er kam am Samstag abend heim mit einem mageren Geldbeutel; aber dafür hatte er jedesmal „einen sitzen". Er brauchte zuviel Geld für sich; die Wirtschaft ging zurück und, wie es so geht, das Gütchen wurde verkauft, zwangsweise, und der Sepp-Frieder und sein Weib zogen als arme Leute in die Stadt, hinauf in den fünften Stock in die Kammer mit dem schrägen Fenster. Hier erst wurde sich das junge Weib klar über sein Schicksal. Es mußte schaffen vom frühen Morgen bis zum späten Abend für andere Leute, wenn es und das Rickele nicht verhungern wollten, denn der Sepp-Frieder ging seine eigenen Wege; er war am liebsten im „Goldenen Löwen" mit seinen Saufbrüdern zusammen.

Nicht daß der Sepp-Frieder sein Weib und sein Kind im Stich gelassen hätte! O nein, wenn er nüchtern war, zeigte er sich als der zärtlichste Gatte und beste Vater, und sie lebten in bester Eintracht, solange sein Weib kein Geld von ihm verlangte. Sie verdiente ja ganz nett, sie kochte gut, da brauchte er sich keine Gedanken zu machen. Nichts wäre ihm schrecklicher gewesen, als wenn sein Weib und sein Kind hätten Mangel leiden müssen. So konnte er jeden Abend mit gutem Gewissen ins Wirtshaus gehen und auch da bleiben bei seinen Saufbrüdern. Es ist kaum zu glauben, wieviel Geld einer durch seine und anderer Leute Gurgel jagen kann.

Jetzt saß er in der Dachstube und greinte, weil sein Weib gestorben war. Nicht daß er sich Vorwürfe gemacht hätte. Nein, das war, Gott sei Dank, nicht nötig, es ist ihr nichts abgegangen, sie hatte ganz nett verdient, und sie hatte gut gekocht. Aber Heimweh, richtiges Heimweh, Sehnsucht, heiße Sehnsucht, hatte er nach ihr. Wie waren sie doch glücklich gewesen! „Marie! Marie!" schluchzte er laut, und die Flicklies sagte in der Stube nebenan: „Ruf nur, die hat, Gott sei Dank, ausgelitten, die machst du nicht mehr unglücklich!" Seit Maries Tod war es mit dem Sepp-Frieder noch viel mehr bergab gegangen. Er schaute sich in der Stube um. Wie sah es aus! Wie war es bei der Marie so blitzsauber gewesen! Und das Kind!

Eine kleine Weile war es totenstill, so als wenn der Sepp-Frieder sich über etwas erschreckt hätte. Das Kind! Es dämmerte ihm, es wurde ihm plötzlich klar. Vom Schrecken war der Sepp-Frieder auf einmal nüchtern geworden. Er stand vom Fußboden auf und setzte sich auf einen Stuhl. So war's gewesen, ja, und heute sollte er das Kind abholen in der Augenklinik.

Gestern hatte ihn der Arzt in die Klinik bestellt zwischen fünf und sechs. Der Sepp-Frieder war ordentlich aufgeregt gewesen, als er es der Flicklies erzählte. Er hatte auch seinen Rock ausgebürstet und sich gewaschen und gekämmt, wie schon lange nicht. Es war ja, als er in den Spiegel schaute, nicht mehr der stramme Sepp-Frieder gewesen von früher, nein, das nicht; aber wenn er sich in die Brust warf und stramm ausschritt, dann, meinte er, könne er sich doch noch sehen lassen. Mit gehobenem Selbstbewußtsein ging er die Treppe hinunter, die Straße entlang bis zum „Goldenen Löwen". Da konnte er nicht vorbei, er meinte, das könne auch kein Mensch von ihm verlangen. Er blieb aber nicht lange, ständlings trank er nur ein paar Schnäpse und ging wieder und kam sich sehr solide vor.

In der Klinik wurde er gleich zum Arzt geführt, der freundlich auf den Sepp-Frieder zuging und ihm die Hand reichte. Dann aber trat er schnell ein paar Schritte zurück und machte ein ganz verändertes Gesicht.

„Ob der den Schnaps roch?“ dachte der Frieder. Es hätte ihm wirklich leid getan, denn der Herr war so freundlich gewesen.

„Ich muß Ihnen etwas sagen,“ fing der Arzt an, „was Sie sehr schwer treffen wird. Ihr Kind . . .“

„Wie meine Sie, Herr Doktor?“

„Ich meine, Ihr Kind hat das Augenlicht verloren, es war leider keine Rettung möglich,“ sagte der Arzt etwas energischer.

„Wie meine Sie, Herr Doktor?“ wiederholte der Sepp-Frieder und näherte sich dem Arzt.

Der wich wieder zurück und rief: „Sie riechen nach Schnaps, Mann! Schämen Sie sich nicht? — Ihr Kind ist blind, blind für sein ganzes Leben. Haben Sie das jetzt verstanden?“

„Gewiß, gewiß!“ hatte der Sepp-Frieder geantwortet. Wie der Mann, der Doktor, sich aufregte! Es war doch nicht sein Kind! Und der Schnaps ging ihn doch gar nichts an!

„Sie können die Kleine gleich mitnehmen, wir brauchen den Platz,“ fing der Arzt wieder an.

„Mit Verlaub, Herr Doktor,“ sagte der Sepp-Frieder plötzlich mit fester, klarer Stimme, „ist mein Kind ganz blind? Sieht es gar nichts mehr?“

Jetzt erst hatte sein schnapsbetäubtes Gehirn die Sache erfaßt, jetzt erst wurde ihm klar, was der Arzt gesagt hatte.

„Gar nichts mehr,“ sagte der Arzt ernst, „es ist nichts mehr zu machen. Aber wer wird für die Kleine sorgen? Sie hat ja keine Mutter mehr!“

„Ich, ich sorge für sie, ich, ich bin dafür da, ich bin doch der Vater,“ schluchzte der Sepp-Frieder plötzlich auf. Er fing an zu jammern und zu weinen wie ein kleines Kind.

„Gehen Sie jetzt hinauf und holen Sie die Kleine,“ befahl der Arzt bestimmt; aber der Sepp-Frieder jammerte nur um so lauter, „jetzt nit, Herr Doktor, jetzt nit, ich kann nit, ich muß daheim auch noch putzen, ich sorg für sie, ich bin doch der Vater, ich . . .“

„Dann kommen Sie morgen um diese Zeit und holen sie ab,“ sagte der Arzt und schob den Sepp-Frieder zur Türe hinaus. Dann seufzte er tief auf, setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb die kleine Friederike Schneider in die Fürsorgeliste ein.

„Gewiß, das ist die Hauptsache,“ mit diesen Worten hatte der Sepp-Frieder um Mitternacht taumelnd und schwankend den „Goldenen Löwen“ verlassen.

Der Sepp-Frieder schlug den Weg ein, der zu seiner Wohnung führte. Er weinte und jammerte still vor sich hin. Als er aber zum „Goldenen Löwen“ kam, versiegten seine Tränen, und nach dem ersten Schnaps hatte er seinen Lebensmut wieder gefunden. Gewiß, es war schlimm mit dem Rickele, das meinten auch seine Saufbrüder. Aber das Schlimmste war es noch nicht. Das Rickele konnte in einer Anstalt untergebracht werden, auf Staatskosten natürlich! Das kostete den Sepp-Frieder keinen Pfennig. Das wäre ja noch schöner, wenn das der Vater bezahlen müßte! Er hatte doch nur die magere Erwerbslosenunterstützung! Das war ausgeschlossen, einfach ausgeschlossen. Dazu war der Staat doch da!

In der Anstalt da konnte das Rickele etwas lernen. Was, das wußten die Herren selbst nicht. Aber es konnte soweit kommen, daß es sein Brot selbst verdienen konnte. Und das ist doch die Hauptsache, daß einer sein Brot verdienen kann, ja, das ist die Hauptsache.

„Gewiß, das ist die Hauptsache,“ mit diesen Worten hatte der Sepp-Frieder um Mitternacht taumelnd und schwankend den „Goldenen Löwen“ verlassen und war auf allen vieren seine Treppe hinaufgekrabbelt. — — — — — — — — —

„Was macht nur der Schneider drüben?“

fragte die Flicklies ihre Mutter eine Stunde später, als nach der plötzlichen Stille ein Rumoren und ein Spektakel in Sepp-Frieders Stube losgegangen war, so daß die Flicklies nicht wußte, was sie denken sollte. Sie war eine brave, respektable Person, und man konnte ihr nichts nachsagen. Sie hatte alle guten Eigenschaften, die eine alte Jungfer von vierzig Jahren haben soll; nur neugierig war sie, unglaublich neugierig, so daß sie nicht mehr an sich halten konnte, sie mußte nachsehen, was der Mensch in der Kammer nebenan trieb.

„Was mache Sie denn?“ fragte sie, als sie Sepp-Frieders Türe öffnete, und blieb sprachlos stehen. Alles schwamm, alles stand unter Wasser; der Sepp-Frieder hielt großen Hausputz.

„Das Rickele kommt heut abend,“ sagte er merkwürdig weich, „da muß alles sauber sein.“

„Das Rickele kommt?“ rief die Flicklies und schlug vor Freuden die Hände zusammen. „Mutter!“ rief sie in die Stube nebenan, „Mutter! Das Rickele kommt heut heim!“

Die Flicklies war der gute Engel des Kindes gewesen, als die Mutter gestorben war. Sie freute sich von ganzem Herzen und überlegte schon, was sie zum Willkomm machen könnte.

„Wo ist denn euer Tisch?“ fragte sie, und schaute sich suchend in der Kammer um. Der Sepp-Frieder bekam einen Hustenanfall, und die Flicklies verdrehte die Augen, schüttelte den Kopf, ging hinein zu der Mutter und sagte: „Er hat den Tisch versetzt, der Lump! Nun kommt das Kind heim und hat keinen Tisch!“

„Schneider,“ sagte sie nach einer Weile, „Sie müsse den Tisch holen im Leihhaus, und wenn der letzte Groschen draufgeht. Der Tisch muß her, wenn das Rickele kommt.“

„Das Rickele sieht nit mehr, ob ein Tisch da ist oder nit, das Rickele ist blind,“ sagte der Sepp-Frieder und schaute zum Fenster hinaus.

Die alte Mutter in der Stube nebenan war zusammengefahren, solch einen Schrei hatte die Flicklies getan. Jetzt setzte sie sich neben die alte Frau und weinte zum Herzbrechen.

„Der Tisch, der Tisch, denk, das Kind ist blind und hat keinen Tisch!“ fing sie nach einer Weile wieder an. „Schneider! der Tisch muß vom Leihhaus geholt werden!“

„Ich hab' keinen Pfennig Geld,“ lautete die etwas unsichere Antwort. „Die Unterstützung ist so miserabel! Man muß doch gegessen haben!“

„Hm!“ machte die Flicklies, und unter Sepp-Frieders Wams auf der linken Seite, da wo so ungefähr das Herz ist, rief einer: „Verlogen, Sepp-Frieder! Der Hunger war's nit, aber der Durst!“

„Warum flechten Sie denn keine Rohrstühl' mehr ein, wenn Sie sonst keine Arbeit haben?“ fragte die Flicklies auf einmal ganz freundlich. Der Ton tat dem Sepp-Frieder wohl nach dem groben Kerl, der da unterm Wams so laut gerufen hatte.

Als der Mann keine Antwort gab, stemmte die Flicklies ihre Arme in der Gegend ein, wo andere, weniger magere Personen die Hüften haben, und sagte genau so freundlich: „Da stehn ja noch zwei Stühl! Ich putz' euch jetzt die Stube und mach alles in Ordnung, und Sie flechten die zwei Stühl ein und bringen sie in die Fabrik, wenn Sie das Rickele abholen. Dann können Sie ihm ein Nachtessen kaufen und morgen den Tisch einlösen. Ich stell für heut abend meinen in Ihre Stube. Wie der Blitz saß der Sepp-Frieder an den Stühlen und schaffte. Im Grund seines Herzens flocht er viel lieber Stühle ein, als daß er putzte.

Um vier Uhr hatte er wahrhaftig beide Stühle eingeflochten, und die Flicklies hatte obendrein ihre dünne Mittagssuppe mit etwas Wasser gelängt und ihm auch einen Teller gegeben. Aber Durst hatte der Sepp-Frieder, rasenden Durst! Wenn er Geld gehabt hätte, wäre er längst davongelaufen und hätte ihn im „Goldenen Löwen“ gelöscht. Der Wirt war zwar kein Knicker, nein, das konnte man nicht sagen; er war ein scharmanter Mann, der auf die leeren Geldbeutel seiner Kunden die größte Rücksicht nahm. Aber alles hat seine Grenzen. Der Sepp-Frieder hatte soviel auf der Kreide stehen, daß der Wirt ihm zu verstehen gab, daß jetzt Schluß sei. Das nahm ihm der Sepp-Frieder nicht übel, durchaus nicht. Geschäft ist Geschäft! Wenn er nur nicht so rasenden Durst gehabt hätte! Er ging schließlich an den Brunnen und stürzte ein paar Gläser Wasser hinunter. Aber da wurde es ihm ganz elend und weinerlich zumute. Er konnte es einmal nicht vertragen, das Wasser! Und da war auch der Staat schuld dran! Würde er die Erwerbslosenunterstützung erhöhen, dann könnte der Sepp-Frieder seinen Durst stillen! Aber an ihm, dem Sepp-Frieder, wurde gespart, und die großen Herren mästeten sich die Bäuche. Die Stimmung wurde bedenklich. Sie sank unter Null, und wenn sie unter Null stand, dann mußte der Sepp-Frieder saufen, und wenn ein Bett versetzt werden mußte. Im richtigen Minütle kam gerade die Flicklies aus ihrer Stube und brachte eine Tasse dampfend heißen „Pfeiffer und Diller“, und als er die getrunken hatte, brachte sie noch eine, und dann noch eine, und der Sepp-Frieder löschte seinen Durst trotz des knickerigen Staates und trotz der großen Herren. Er wunderte sich selbst darüber und machte sich auf den Weg zur Fabrik, der zum Glück nicht am „Goldenen Löwen“ vorbeiführte.

Als er seine Schritte zur Augenklinik lenkte, klimperten und hüpften drei Markstücke lustig in seiner Hosentasche herum. Der Sepp-Frieder spielte damit, rüttelte und schüttelte daran, denn das Geld hatte einen merkwürdig hellen

Klang, viel heller und lustiger als das Geld der Erwerbslosenunterstützung. Das war merkwürdig, aber es war tatsächlich so.

In der Augenklinik wurde er sogleich zu seinem Töchterchen geführt. Als er die Türe öffnete, wandte es seine großen blauen, erloschenen Augen ihm zu und fragte: „Wer ist da?"

„Ich bin's, dein Vadder," sagte der Sepp-Frieder entsetzt und blieb erstarrt stehen.

„Ich kann dich nit sehen," sagte das Kind ruhig, „wie sie mir die Binde abgenommen haben, war alles schwarz." Sie tastete sich ihm entgegen, blieb aber auf dem halben Wege stehen und brach in Tränen aus. „Ich bin so allein!" rief sie aus, „ich habe niemand, der mich führt!" Sein Kind stand da, so hilflos, so verlassen, und mit seinen Händchen tastete es in der Luft herum nach dem Vater, der das schreckliche Gefühl hatte, daß er mit seinen Händen dieses Kind nicht anfassen durfte. Diese erloschenen Augen gingen ihm ans Herz. Er legte seine Hand auf des Kindes Goldköpfchen und sagte: „Ich führ' dich, ganz gewiß, ich führ' dich."

„Immer?" fragte das Rickele hoffnungsvoll.

„Ja, immer!" antwortete der Sepp-Frieder.

„Und so, wie die Mutter es tät?"

„Ja, so wie die Mutter es tät!"

„Aber wenn du auf die Arbeit gehn mußt?" fragte das Kind weiter und machte wieder das jammervolle Gesichtchen.

„Ich flecht' Stühl ein," antwortete der Vater, nur dem Gefühl folgend, „ich flecht' Stühl ein, dann bin ich immer daheim."

„O Vadderle!" rief das Rickele vergnügt. Es hatte seine Hand gefunden, es klammerte sich daran fest und hüpfte vor Freude.

„O Vadderle!"

Es war das erstemal seit langer Zeit, daß das Rickele „Vadderle" sagte. Der „Goldene Löwen" hatte auch zwischen ihm und seinem Kinde ein Loch gefressen. Es tat dem Sepp-Frieder aber unendlich wohl.

„Vadderle," sagte sie noch einmal, als sie Hand in Hand auf der Straße dahingingen, „Vadderle, gelt, du führst mich?"

Ja, er führte sie heim in den fünften Stock, und sie führte ihn zum erstenmal am „Goldenen Löwen" vorbei, ohne daß er hineinging. Das Heimkommen war schön und froh, die Flicklies hatte Milch gekocht, und der Vater hatte unterwegs Wurst und Brot gekauft.

„Hast du Arbeit, Vadderle?" fragte das Rickele verwundert wegen des guten Nachtessens.

„Ich hab' heut zwei Stühl eingeflochten, und morgen früh hole ich neue." Der Sepp-Frieder hatte das Gefühl, als wenn er seinem Kinde wieder näherrückte.

Rickele war müde und ging früh zu Bett. Der Vater saß neben ihr, und sie hielt seine Hand fest. „Jetzt bin ich nit mehr allein, Vadderle," sagte sie, „wenn du bei mir bist."

Das Kind wurde schläfrig. „Gut Nacht, Vadderle, und betest du auch mit mir jetzt? Weißt, wie die Mutter als?"

Der Sepp-Frieder hustete und stand da wie ein dummer Schulbub. Er und beten! Er wußte ja nicht mehr, wie man die Hände faltete! Aber was half's? Er, der Säufer, der Flucher, der Lästerer, der Leugner, er mußte stillehalten, bis sein blindes Kind sein Nachtgebet gesprochen hatte. Wenn die im „Goldenen Löwen" ihn jetzt hätten sehen können! Das wäre ein Fressen für die gewesen. Wochenlang hätte er sich auslachen lassen müssen!

Aber was half's? Er, der Säufer, der Flucher, der Lästerer, der Leugner, er mußte stillehalten, bis sein blindes Kind sein Nachtgebet gesprochen hatte.

Als das Rickele gebetet hatte, streckte es suchend seine Aermchen aus und schlang sie um seinen Hals. „Gut Nacht, Vadderle," sagte sie mit einem Kuß auf die borstigen Lippen, „ich bin so froh, daß du mich führst".

Der Sepp-Frieder sagte kein Wort. Er benahm sich wie ein Stoffel. Das Gefühl hatte er auch. War's die frisch geputzte Stube? War's das bleiche, blinde zehnjährige Kind, das da vor ihm lag? War's das kleine Kindergebet gewesen? Es war eine andere Luft um ihn, an die er sich erst gewöhnen mußte. Er war froh, als das Rickele sich niederlegte und die Augen schloß.

Es war heiß, fürchterlich heiß, da droben in der Dachkammer im fünften Stock. Und die Wurst war salzig gewesen, und — und — wahrhaftig, es traf ihn wie ein Schlag, er hatte den ganzen Tag noch keinen Tropfen getrunken. Das war zuviel verlangt, das konnte man ihm nicht zumuten. Ein Mann muß seinen Trunk haben, der steht ihm zu. Das Kind schien zu schlafen! O der Durst! Der Durst! Nur ein Glas! Nur ein einziges! Er war ja schnell wieder da, er ging ja nur die paar Schritte in den „Goldenen Löwen"!

Leise, auf den Zehen ging er zur Türe, um sein Kind nicht zu wecken, leise klinkte er die Türe auf, und ebenso leise wollte er sie schließen, als ein zartes Stimmchen rief: „Vadderle!"

Sepp-Frieders Gesicht verdüsterte sich, seine Stirne zog sich in Falten, er fragte unwirsch: „Was willst du denn?"

„Vadderle, gelt, wenn ich jetzt keine Blümle mehr sehen kann, dann brichst du sie mir ab, und ich darf dran riechen?"

„Ja, ja," sagte er freundlicher, „ich hol' dir soviel du willst. Aber du mußt dir keine Gedanken mache, Rickele, das ist nit gut."

„Ich mach mir keine, sie kommen ganz von selber," antwortete das Kind, „gelt, Vadderle, du gehst nit fort, gelt, du bleibst bei mir?"

Da zog sich der Sepp-Frieder aus und legte sich ins Bett. Nicht gerade in der besten Laune. Er wäre lieber in den „Goldenen Löwen" gegangen. Aber das Kind! Er wagte nicht, es allein zu lassen am ersten Abend. Seit langer, langer Zeit hielt ihn zum erstenmal etwas zurück vom „Goldenen Löwen".

Die nächsten Tage waren eitel Jubel und Freude. Das Rickele konnte viel mehr tun als es gedacht hatte. Es konnte sich selbst waschen und kämmen, wie früher auch, es ging nur langsamer, es konnte die Betten machen, die Stube kehren, es konnte sogar kochen und stricken. Wo es fehlte, half der Vater nach, denn er saß ja daneben und flocht Stühle ein, die sie gemeinsam in der Fabrik holten und auch zurückbrachten. Ueber allem schwebte die Flicklies, die neben ihrer vielen Arbeit nimmer zu- und abging.

Das Leben hätte dem Sepp-Frieder so ganz gut gefallen, wenn — wenn der Durst nicht gewesen wäre. Es war fast wie früher, als seine Marie noch da war. Sie lebten regelmäßig, sie aßen wieder ganz gut, nur mußte er das Geld dazu verdienen. Das war ihm oft schwer — denn man hatte keine Minute Zeit, auch nur einmal in den „Goldenen Löwen" zu gehen, wenn es reichen sollte für Essen, Kleider und Schuhe. Und wenn er einmal eine halbe Stunde hatte, dann ließ das Kind ihn nicht los, es wollte um keinen Preis ohne den Vater sein. Es war ein schweres Los für den Sepp-Frieder, und er machte viel durch mit seinem rasenden Durst. Er hätte es überhaupt nicht ausgehalten, wenn nicht das Rickele auf den Vorschlag der Flicklies immer eine große Kanne „Pfeiffer und Diller" bereitgestellt hätte.

Dazu kam noch etwas. Der Wirt im „Goldenen Löwen" und die Saufbrüder vermißten den Sepp-Frieder gar sehr. Er war so ein gutmütiger Kerl, und es kam ihm auf ein paar Schnäpse nicht an, wenn er Geld in der Tasche hatte. Der eine brachte sich schon nach acht Tagen durch eine gesalzene Rechnung in empfehlende Erinnerung, was den Sepp-Frieder höllisch ärgerte, weil er jetzt noch mehr arbeiten mußte, um neben dem Lebensunterhalt auch noch die Rechnung zu bezahlen. Sie war nach seiner Schätzung viel zu hoch, aber was konnte er machen? Er konnte ja nichts beweisen! Er nannte im stillen den Wirt einen Lump und gelobte sich, ihm keinen Pfennig mehr zum Verdienen zu geben.

Die Saufbrüder lachten und hänselten und neckten ihn, wenn sie ihn einmal in der Stadt trafen; sie behaupteten, er sei fromm geworden, oder seine Tochter erlaube es nicht. Da faßte er jedesmal seines Kindes Hand fester und bekam einen roten Kopf vor Aerger und Wut. „Gemeine Kerle," zischte er zwischen den Zähnen und ging seines Weges weiter. Er wollte gar nicht mehr in den „Goldenen Löwen", er war viel zu sehr verärgert, er wollte von der Gesellschaft nichts mehr wissen.

Und noch etwas kam dazu. Als er einige Wochen so unermüdlich Stühle eingeflochten hatte, bot man ihm in der Fabrik feste Arbeit an. Jetzt bekam der Sepp-Frieder Achtung vor sich selber. Die hatten gemerkt, daß er ein fleißiger, ordentlicher Kerl war! Das hatten sie, sonst hätten sie ihm jetzt, in der schlechten Geschäftszeit, nicht feste Arbeit angeboten. Jetzt ging er, wie jeder ordentliche Mensch, morgens zur Arbeit, und zwar allein. Das Rickele hatte sich nach und nach daran gewöhnt, allein zu sein, ohne sich einsam zu fühlen. Es besuchte sogar auf Wunsch des Doktors in der Klinik eine Blindenschule. Ein armes, halbblindes Kind, das allein gehen konnte, holte das Rickele um zwei Uhr ab und brachte es um fünf Uhr wieder heim. Dafür bekam es zehn Pfennig im Tag, und manchmal noch etwas dazu. Der Sepp-Frieder konnte es ja bezahlen, und er bezahlte es gern. Er hatte nämlich trotz der festen Ar-

beit das Stühleflechten daheim nicht aufgegeben. Was sollte er denn tun von sechs Uhr an? Ob man's glaubt oder nicht, der Sepp-Frieder verdiente mehr Geld, als er für sich und sein Kind brauchte Und er sprach nicht gern davon, daß er früher Unterstützung bezogen hatte.

Ja, der Sepp-Frieder war ein anderer Kerl geworden. „Respekt muß man vor ihm haben, und sein Kind blüht auf wie ein Röslein,"

„Du hast es verdient, Lies," sagte die alte Frau, „du hast es an mir verdient."

sagte die Großmutter zu der Flicklies, die eifrig zustimmte. „Hast du auch gemerkt, wie er im Haushalt alles wieder angeschafft hat, was er früher vertrunken hat? Es ist ja jetzt wieder ganz fein bei den Schneiders. Und wie hängt er am Rickele, und es an ihm!"

So ging ein Jahr ins Land seit dem Tag, da der Sepp-Frieder sein blindes Kind aus der Augenklinik heimgeführt hatte. Da holte er eines Abends wie gewöhnlich Wasser in der kleinen Küche der Flicklies, ein Wort gab das andere, sie kamen in ein Gespräch, wie das schon oft der Fall gewesen war in der letzten Zeit. Nur machten sie heute die Türe zu, so daß ich nicht weiß, was sie miteinander gesprochen haben.

Ich weiß nur, daß die Flicklies nachher bei ihrer Mutter stand und sagte: „Er ist ein anderer Mensch geworden, er gibt es selbst zu Und weißt du, was er noch sagte? Es müsse doch einen Herrgott geben, der bei den Menschen die Hand im Spiel hat. Er habe gemeint, er führe sein Kind, und in Wirklichkeit habe das Kind ihn geführt. Und weiter hat er gesagt: »Mein Kind mußte blind werden, damit ich sehend wurde!« Und dabei liefen ihm die hellen Tränen in den Bart. Und er behauptet, wie er am ersten Abend von dem blinden Kind weg in den »Goldenen Löwen« gehen wollte, da habe das Kind ihn zurückgerufen. Jenes »Vadderle!« habe ihn gerettet."

„Mutter, bis in vier Wochen bin ich nicht mehr die arme Flicklies, dann bin ich die Frau Schneider, und wir wohnen in zwei Zimmern mit einer Küche, und was mich am meisten freut, das Rickele hängt an mir wie eine Klette! Und du sollst es gut haben, Mutter!"

Beiden Frauen liefen die Freudentränen über die Wangen. „Du hast es verdient, Lies," sagte die alte Frau, „du hast es an mir verdient."

„Und jetzt sag' ich dir noch das Allerschönste, Mutter. Er hat gesagt, er will an mir gut machen, was er an seiner ersten Frau gesündigt hat, wenn ich nur seinem Kind eine gute Mutter bin. — Mutter, glaubst du, daß ich das kann? Du kennst mich doch am besten von allen Menschen."

Die Mutter nickte einmal über das andere; sie faltete die Hände und sagte: „Gott gesegne dir's!"

Das Fleckenwasser.

Von W. Karl.

Der Leser kennt den Herrn Kaufmann Zengerle in Ixhausen noch recht gut aus den früheren Kalendern. Herr Kaufmann Zengerle, Spezerei- und Ellenwaren, neuerdings auch Eisen, ging vor etlicher Zeit am Sonntag nachmittag ruhigen und gemessenen Schrittes, wie es einem Gemeinderat gebührt, hinunter in den „Löwen", um dort seinen vorgeschriebenen Zego zu spielen — als ob kein Unglück gegen ihn unterwegs gewesen wäre. Aber als Herr Zengerle am Montag morgen, wie es seine Gewohnheit war, die gelben Sonntagshosen ausbürsten und in den Schrank hängen wollte — die gelben Sonntagshosen erschienen ihm nämlich als ein so ehrwürdiges und durch die Zeit geheiligtes Gut, daß er ihre Pflege keiner fremden Hand anvertraute —, da erstarb ihm der Atem im Mund, der Gedanke im Hirn. Die gelben Sonntagshosen hatten da, wo ihr Herr auf ihnen zu sitzen pflegte, einen abscheulichen Flecken, der geradeso aussah, als wolle er nicht ohne Kampf das Gelände aufgeben, auf dem er sich's bequem gemacht hatte. Und so war es auch. Denn als Herr Zengerle ganz still und heimlich in das Magazin ging, um dort den Flecken aus dem Gewandel herauszubürsten und zu waschen, da zeigte es sich, daß Herr Zengerle es diesmal

BLB Karlsruhe

mit einem unerhört hartnäckigen Ketzer zu tun hatte. Weder Bürste noch Schabeisen, weder kaltes noch heißes Wasser, weder Seife noch Waschsand, noch Benzin konnten den Schandfleck austilgen. Höhnisch grinste er Herrn Zengerle nach wie vor an. Herr Zengerle ging in den „Löwen", untersuchte alle Stühle, gab dem Löwenwirt feinspitzige Worte wegen der Reinlichkeit in dieser Wirtschaft — und bekam seine feine Münze durch grobschlächtige ausgewechselt. Aber das Scheusal von Flecken kümmerte sich auch um diese Kontroverse nicht im geringsten.

Da Herr Zengerle von seiner lieben und energischen Frau Auguste in solchen Fällen eher starken Tadel als starkes Lob zu erwarten hatte, so hing er die gelben Sonntagshosen für einstweilen, unter tiefen Seufzern, in den Schrank, tat ein Stoßgebet und wartete nun auf irgendein Wunder, das ihn aus seiner peinlichen Lage erlösen sollte.

Und siehe da, das Wunder kam!

Nämlich Herr Zengerle brauchte Geld, viel Geld. Der geneigte Leser soll aber ja nicht meinen, daß darin das angekündigte große Wunder bestand. Ein Mirakel wäre es viel eher gewesen, wenn ein Kaufmann Geld gehabt hätte. Denn auch Herr Zengerle sollte seine Waren bei den Lieferanten bezahlen, bekam aber von den p. p. tit. Kunden kein Geld herein. Allgemach hatte sich auch in dem abgelegenen Ixhausen das weitverbreitete Geschäftsprinzip eingenistet: Bezahlt wird nischt! Taschen zu!

Also faßte Herr Zengerle mit wehem Herzen einen Verzweiflungsentschluß. Im Kassenschrank lagen zwar viele Wertpapiere, aber das Wörtlein „Wert" schien hier ein Hohn auf den vorliegenden Tatbestand. Sie waren eben nichts mehr wert. Aber bei diesem zum lächerlichen Schund gewordenen Vermögen, dem vermeintlichen Trost seiner alten Tage, hatte Herr Zengerle in einer ganz kleinen Zigarrenkiste eine seltsame, ungeheure, uralte Nürnberger Taschenuhr verborgen, vom Hinkenden wegen des Formats „die Bettflasche" genannt. Der Leser kennt auch diese Uhr, und zwar aus der Beschreibung der Reise, welche Herr Zengerle mit dem Hinkenden vor vielen Jahren unfreiwillig nach Antwerpen gemacht hatte. Bekanntlich hatte er damals das Ungeheuer nur als Zierat und nur deshalb mit auf die Reise genommen, weil er die alte Uhr für wertlos hielt und weil er für seine gute, neuere Uhr Taschendiebeshände befürchtete. Die Bettflasche aber war ihm nun unterwegs wirklich gestohlen worden. Aber in Antwerpen entdeckte er sie wieder. Bei dieser Gelegenheit nun erfuhr er auch, daß sie als sehr seltenes Altertum einen hohen Wert hatte. Auch konnte er sie damals um einen annehmbaren Preis wieder zurückkaufen. Da sie überdies ein uraltes Familienstück darstellte, so wies Herr Zengerle ihr im verblichenen Geldschrank einen Ehrenplatz an; ab und zu nahm er sie auch wieder in die Hand und betrachtete diese Reliquie seiner Väter sinnend mit historischer Rührung. Nun aber war seine pekuniäre Lage so peinlich geworden, daß er es nicht mehr über das kaufmännische Gewissen brachte, einen Gegenstand von vielleicht tausend Rentenmark Wert zinslos im Schrank liegen zu lassen. Nachdem er also bereits mehrere Anläufe genommen und immer wieder rückgängig gemacht hatte, gab er seinem Herzen jetzt einen schmerzlichen Stoß und nahm die alte Nürnbergerin definitiv heraus, um sie in Karlsruhe irgendwo zu verkaufen. Er hatte von einem reichen Ausländer gehört, der solche Sachen sammelte und gut bezahlte. Aber weh tat es ihm im alten ehrlichen Herzen, bitter weh!

In Karlsruhe war Messe, d. h. also auch Regenwetter, was Herrn Zengerle innig freute, aber nämlich nicht die Messe, sondern das Regenwetter. Denn bei schlechtem Wetter liefen ihm seine Ixhauser Kunden nicht geradezu in hellen Haufen auf die Messe, um dort mit teurem Geld in schlechter Ware — wenigstens Herr Zengerle taxierte die Sache so — einzukaufen, was sie bei ihm daheim in vorzüglicher Beschaffenheit billig erwerben konnten. Die leidenschaftlichen Messebesucher urteilen ja bekanntlich anders.

Jedenfalls aber hatten die Meßbudenbesitzer eine ungünstigere Meinung über das Regenwetter als Herr Zengerle. Und sie gaben ihrer Meinung untereinander auch unverhohlenen Ausdruck, was Herr Zengerle wiederum mit einer gewissen Genugtuung erfüllte, denn angesessene Kaufleute und Meßhändler sind seit Erschaffung der Welt, also seit über 6000 Jahren, geschworene und verbissene und unversöhnliche Feinde, wie Hunde und Katzen, die sich wahrscheinlich schon im Paradiese befehdeten und bekurrten.

Nun, die wenigen Unentwegten, die bei jedem Wetter auf jede Messe laufen, kümmerten sich um diese weltgeschichtliche Fehde der feindlichen Kaufleute nichts, sondern trotteten und stapften unter den aufgespannten malerischen ländlichen Regenschirmen unverzagt und unverdrossen stundenlang in den tiefen Pfützen zwischen den Budengassen einher, um schließlich vielleicht nicht für einen Heller einzukaufen.

Halt! Was war das? Dort an einer Ecke wogte ein größeres Grüppchen Regenschirme um einen Meßstand herum, aus dem eine Löwenstimme schrie. Herr Zengerle trat nun gleichfalls an die Bude heran, um den Besitzer dieses Löwenorgans zu sehen. Er machte einen langen Hals und achtete nicht der Tropfen, die ihm von fremden Regenschirmen her das Genick und den oberen Rücken näßten.

Nun, hinter dem Budentisch stand und schrie

ein dicker, kleiner Mann, dessen Gesicht mit einer kupferroten, leuchtenden Nase geziert war. Eine goldene, verbogene Brille gab dem Gesicht einen leisen Anstrich von Weisheit; und der verbeulte Zylinder, den der Inhaber trotz des Regenwetters trug, verlieh der ganzen Erscheinung nicht wenig Vornehmheit und Würde. Wenn der Mann etwas verkaufte, so nahm er jedesmal den Zylinder tief ab, entweder aus Hochachtung vor dem Kaufmut des Kunden oder um etwaigen Leidensgenossen zu zeigen, daß auch er, der Budenmann, eine Glatze trage und trotzdem ein ganzer Kerl sei, und das war er auch. Das mußte jedermann rückhaltlos anerkennen. Selbst Herr Zengerle sagte sich: Von diesem Genie kann der älteste und erfahrenste Kaufmann noch lernen, wie man seine Ware anpreisen soll. Der Mann versicherte nämlich mit Löwenstimme und auf Ehrenwort, er handle mit einem Artikel, um den sich in Wien, Budapest, Leipzig, Köln, Düsseldorf und anderen berühmten Großstädten die feinsten Leute beinahe totgeschlagen hätten. Ein Artikel, der ein Phänomen (Akzent auf dem o) ohne Konkurrenz darstelle, der im Farbgeschäft und in der Kleiderbranche eine Weltrevolution angestiftet habe. Bereits sei er, der Verkäufer, durch diesen Artikel so reich geworden, daß er sich jetzt sofort eine Villa am Züricher See kaufen und dort seinen erfreulichen Lebensabend zubringen werde. Aber gerade aus diesem Grunde wolle er heute, am letzten Meßtage, nun auch die letzten Ueberreste seiner Vorräte, um eine lächerliche Kleinigkeit losschlagen. Nur zwei Mark — nur zwei Mark, meine Herrschaften — man falle nicht wegen des lächerlichen Preises in Ohnmacht! — kostet das Fläschchen dieses ungeahnten, noch nie dagewesenen Fleckenwassers! Denn Fleckenwasser, das einzige moralisch berechtigte, das einzig sicher erfolgreiche Fleckenwasser, das sei in dieser unscheinbaren Hülle enthalten. Weder Tinte noch Karrenschmiere, weder Pech noch Schwefel könne diesem Wasser standhalten. Aber nur noch heute sei besagtes Wunderelixier zu haben. Schon morgen früh, mit dem Orientexpreß, reise der glückliche Mann in zweiter Klasse nach Zürich zum Lebensabend.

Dem Herrn Zengerle schien es mehr und mehr, je länger er zuhörte, eine Schicksalsfügung zu sein, daß er gerade heute, kurz bevor der Krösus nach Zürich abdampfte, noch Gelegenheit fand, dieses köstliche und tröstliche Heilmittel für den Leibschaden auf den gelben Sonntagshosen zu erwerben.

Psychologen und Moralphilosophen, welche diese Geschichte lesen, mögen ja nun allerdings aufs neue mit Betrübnis feststellen, daß der Mensch, und selbst Herr Zengerle, in ihren Grundsätzen unbeständiger sind als Wetterfahnen. Denn Herr Zengerle, der Hasser aller Meßeinkäufe, kaufte wirklich und trotzdem für zwei Mark ein Fläschchen Fleckenwasser, das ihm der Budenmann mit etlichen Segenswünschen unter höflicher Lüftung des Zylinders durch den Volksknäuel hindurch entgegenstreckte.

Hierauf ging Herr Zengerle getröstet zu dem genannten Altertumsfreund, um ihm die „Bettflasche“ anzubieten. Als er in die stattliche Villa eintrat, klopfte ihm aber doch das Herz, als begehe er eine schwere Sünde an seinen Ahnen, und tief seufzend steckte er die Hand in die rechte Rocktasche, um die Uhr . . .

Heiliges Kanonenrohr! Heiliger Strohsack! Die Uhr war nicht mehr in der rechten Rocktasche. Sie war auch nicht in der linken, auch nicht in den Hosentaschen. Ja, wo war sie denn?

Das eben war die bange Frage. Und die ebenso bange Antwort lautete: Wahrscheinlich in einer anderen Tasche und in anderen, längeren Fingern.

Herr Zengerle kaufte wirklich ein Fläschchen Fleckenwasser.

Himmelbomben! War nicht auf der Messe ein unheimlicher Kerl neben ihm gestanden? War ihm nicht gewesen, als ob etwas in seiner Rocktasche gekrabbelt hätte?

„Was wünschen Sie?“ fragte ein vornehm gekleideter Herr, der soeben die Treppe der Villa herunterkam. Herr Zengerle gab keine Antwort.

„Was wünschen Sie?“ wiederholte der Herr etwas barscher.

„Daß dem Kerl jemand den Hals bräche!“ platzte Herr Zengerle heraus.

„Das kann ich Ihnen leider nicht gut besorgen, denn ich kenne den betreffenden Herrn nicht. Sie müssen es also entweder selber tun oder jemand drum bitten. Aber nun gehen Sie gefälligst Ihres Weges! Sie haben wohl etwas zu viel Meßwasser getrunken? Was?“

Herr Zengerle taumelte hinaus; wirklich einem Betrunkenen ähnlich, obwohl er an diesem Tage noch nichts Berauschendes genossen hatte als seine frühe Freude über das Fleckenwasser und die anscheinend nun geretteten gelben Sonntagshosen.

Sollte er bei der Polizei Anzeige erstatten? Das konnte höchstens Unkosten bereiten. Wer wollte in dem nassen Meßtrubel den Dieb erwischen? Nun, man konnte sich ja die Sache noch überlegen. Aber die Ueberlegung wurde alsbald immer trüber und hoffnungsärmer. Lebe wohl, du alte Bettflasche! Es soll nun halt nicht anders sein! Die Reliquie sollte nun einmal nicht bei ihm bleiben. Er war kinderlos, bekanntlich. Seine Vorfahren aber hatten, soviel er wußte, alle ohne Ausnahme Kinder gehabt. Sollte es also mit der Uhr ähnlich gehen wie mit dem „Glück von Edenhall“, daß der alte Familienschatz das verschwindende Geschlecht treulos verließ? Darauf kann einer leicht eine Ballade machen. Herr Zengerle machte keine.

Ein richtiger, zünftiger Philosoph, ob er nun eine Bratwurst ißt oder aus Versehen auf die Nase fällt, traut weder der Bratwurst noch seiner Nase, sondern nur seinem Ich. „Ich denke!“ das ist das einzige, was er für gewiß hält. Das „Ich denke“ begleitet alle seine Vorstellungen, Wollungen und dergleichen. Aber Herr Zengerle war nicht so tief philosophisch gebildet, daß er sein Ich als Maß aller Dinge empfand. Vielmehr begleitete alle seine Wahrnehmungen, Vorstellungen, Wollungen usw. nicht die Frage: „Was denke ich?“ sondern: „Was denkt meine Auguste?“ Frau Auguste war das Ich seines Ichs, war sein transzendentaler, kategorischer Imperativ, Prohibitiv, Causativ usw.

* * *

Einige Tage später stand Herr Zengerle in seinem Laden und sann darüber nach, wieviel geschäftlichen Verlust ihm diesmal die Messe wohl bereitet habe. Da fiel seinem bekümmerten Gemüt plötzlich das Fleckenwasser wieder ein. Frau Auguste war auf eine längere Schwätzpartie ausgegangen. So holte er denn behende das Fleckenwasser hervor, entkorkte das Fläschlein, und begann die gelben Sonntagshosen von dem Fleck zu reinigen.

Der Versuch war über alles Erwarten erfolgreich; aber auch über alles Erwarten unerfreulich. Erfolgreich, weil tatsächlich der Fleck spurlos verschwand. Aber höchst unerfreulich, weil mit dem Flecken auch das eingeriebene Stück Tuch an der Sonntagshose ebenso spurlos verschwand. Wo früher der Scheuel und Greuel des Fleckens frech geglänzt hatte, da grinste Herrn Zengerle nunmehr ein gähnendes Loch höhnisch entgegen. Er war der Verzweiflung nahe. Die gelben Sonntagshosen! Was wird Frau Auguste dazu sagen? Wird sie Worte finden? — O, nur keine Angst, sie wird sie finden!

Herr Zengerle hob die gelben Sonntagshosen samt dem Loch gegen das Fenster und schaute lange durch die widernatürliche Blöße gen Himmel, als wolle er wie ein Astronom durch ein Fernrohr die Gestirne kontrollieren, ob sie auch richtig ihres weiten Weges liefen. Aber kein Hoffnungsstern wollte sich dem Fernrohr stellen. Kein . . .

Halt! Erst in diesem Augenblick kam es ihm recht deutlich zum Bewußtsein: Als Herr Zengerle vor etlichen Tagen in Karlsruhe bei der Meßbude den beredten Worten des angehenden Schweizer Privatiers lauschte, da war neben ihm ein Herr gestanden, dessen Gesicht er schon einmal in seinem Leben gesehen zu haben glaubte. Nun, das meint man ja oft und täuscht sich auch zuweilen. Jetzt aber, als Herr Zengerle in tiefer Betrübnis durch das Loch in den Hosen starrte wie ein Astronom durch seine Sehkanone, jetzt auf einmal erinnerte sich Herr Zengerle ganz genau und wahrhaftig daran, daß auf dem Meßplatz vor der Bude des Fleckenwassermanns ein Kerl sich an ihn nahe heranschob. — Was? Eine neue Erleuchtung blitzte ihm auf. War das infame Gaunergesicht dieses Hochstaplers nicht auch das Gesicht des Herrn Kameraden, des Obersten vom Rheindampfer, mit dem Herr Zengerle Busenfreundschaft schloß? Der ihm damals die Uhr und den Geldbeutel stahl?

Jetzt aber war es genug. Der Halunke hatte ihm die Uhr also zum zweitenmal gestohlen. Jetzt auf! Zur Polizei! Wann geht der nächste Zug . . .

„Schönen guten Abend. Mein Name ist nämlich Müller. Ich reise schon seit Jahren in einem Artikel, da . . .“

Also sprach eine freundliche gedämpfte Stimme.

Herr Zengerle schaute immer noch unentwegt durch das astronomische Loch.

„Reisen Sie in sieben Artikeln, reisen Sie bis an das Ende der Welt! Aber nicht zu mir! Lassen Sie mich in Ruhe! Ich kaufe nichts, Nicht ein Streichholz.“

„Sie kaufen also nichts? — Mein Herr! Wenn Sie diesen Artikel nicht kaufen, so handeln Sie geradezu verbrecherisch, ja selbstmörderisch gegen Ihre eigenen, werten Interessen. — Mein Herr! Hier habe ich dieses Fleckenwasser . . .“

BLB Karlsruhe

„Was haben Sie? Ein Fleckenwasser?“ fuhr Herr Zengerle herum.

„Ich bitte Sie! Ein Fleckenwasser? Sagen Sie lieber: das Fleckenwasser, das einzige Fleckenwasser der Welt, das diesen Namen verdient . . .“

Jetzt erkannte Herr Zengerle die Stimme trotz der Dämpfung wieder. Wahrhaftig! Das war der Fleckenwassermann von der Karlsruher Messe in höchsteigener Person, mit höchsteigener Purpurnase; die verbogene Brille ritt ungeschickt auf diesem imposanten Vorsprung. Selbst der glanzvolle Zylinder fehlte nicht, trotz des Regenwetters. In der Hand trug der künftige Schweizer Krösus ein bescheidenes Musterköfferchen.

Herr Zengerle beguckte den Feind, den frevelhaften Vernichter der gelben Sonntagshosen, mit zornsunkeluden Augen, bereit, sich auf ihn zu stürzen und ihn in Stücke zu reißen. Wenigstens sah er so aus. Und dabei machte der heuchlerische Zylinderträger noch ein höchst harmloses und menschenfreundliches Gesicht, als ob sein verhängnisvolles Fleckenwasser noch niemals eine wertvolle gelbe Sonntagshose gefährdet hätte. Aber nun kam des Schicksals Rache. Nun brach das Wetter los. Herr Zengerle schrie, wie der sanfte Mann noch nie geschrieen hatte: „Sie Lump! Sie Lügner! Sie Gauner! Sie . . .“ — Herrn Zengerle ging der Atem aus.

Herr Zengerle starrte durch das Loch in den Hosen wie ein Astronom durch seine Sehkanone.

Der Fremdling schaute sich rasch um, ob er nicht etliche Zeugen des interessanten Vorfalls erwische, um daraus ein hübsches Beleidigungsklägelein mit dem Erfolg einigen Schadensersatzes drehen zu können. Aber es waren nur etliche kleine Fässer mit Essig, Oel und ähnlichem sowie Käskisten, Rosinensäcke und dergleichen zur Stelle. Die aber durften wohl kaum als mündige Zeugen auftreten. Und gefilmt konnte der Auftritt nachträglich auch nicht mehr werden. So fragte denn der Beleidigte mit herausfordernder Stimme: „Mein Herr! Sie scheinen mich mit jemand anderem zu verwechseln. Ich habe nämlich nicht das Vergnügen und die Ehre, Sie zu kennen.“

„Aber ich kenne Sie, und zwar bis auf Herz und Nieren, Sie Lump! Allerdings ist mir Ihre Bekanntschaft weder eine Ehre noch ein Vergnügen. — Da sehen Sie her, Sie Schandmensch, Sie Landstreicher! Was ist das hier in der Hose?“

„Das scheint mir ein Loch zu sein,“ antwortete der Mann so gleichmütig, als wenn ihm Herr Zengerle ein abgebranntes Zündholz zur Identifikation gezeigt hätte.

Ueber den gleichgültigen Ton der Antwort des Gefragten wurde nun Herr Zengerle noch wütender.

„Jawohl! Ein Loch! Das sagen Sie nur so dahin und daher. Aber das hier um das Loch herum, das sind meine gelben Sonntagshosen, und das Loch stammt von Ihrem verfluchten Fleckenwasser. Verstanden, Sie Windbeutel? — Wo ist die Polizei?“

Nun dürfte es wohl schicklich gewesen sein, daß der ertappte Bösewicht hier in Reue und Zerknirschung gefallen wäre, daß er seine Sünden bekannte und bußfertig um Verzeihung gebeten hätte. Aber nichts von alledem! Sondern im Gegenteil! Nun geriet auch der Zylindermann in Raserei. Als ob er ein heidnischer Indianer wäre, und sich alsbald auf den Kriegspfad begeben wolle, so begann der Mensch mit seinem Koffer in der Hand eine Art von Kriegstanz. Er drehte sich, mit den kurzen Beinen strampelnd und polternd, geschwind um seine Achse und schrie, nunmehr auch der bisher unterdrückten Löwenstimme ihr angeborenes Betätigungsfeld zurückgebend: „Also wieder einer! Wieder einer! Wohin ich komme, gerate ich bald in Lebensgefahr. Der Halunke! Der Spitzbube! Der Unmut, oder wie der Kerl in Wahrheit heißen mag! Wenn ich ihn kriege, ich saufe ihm sein Blut aus, wenn er überhaupt Blut im Leib hat und nicht Schnaps. Angeschmiert hat er mich, der Vagabund. Aber so geht's einem, wenn man zu ehrlich ist. O die verfluchte Ehrlichkeit! Zum Bettler wird man und kommt zuletzt noch ins Zuchthaus vor lauter Ehrlichkeit! — Sie! — Sie! Aha, jetzt kenne ich Sie auch wieder. — Sie! Haben Sie den Kerl mit dem Rabengesicht nicht gesehen, der in Karlsruhe bei meiner Bude neben Ihnen stand? Das war er, der sogenannte Herr Unmut! Der

Kerl hatte mir an jenem Morgen das Fleckenwasser aufgeschwätzt, das unfehlbare Fleckenwasser. Er war mir nämlich zwanzig Mark schuldig und konnte nicht berappen, der Satan. Drum wollt' ich ihn pfänden lassen. Aber was tut man nicht aus lauter Ehrlichkeit und Gutmütigkeit? Ich erließ ihm die Schuld wieder, und dafür gab er mir sein Fleckenwasser nebst dem Zylinder und der goldenen Brille, die aber auch nicht von Gold ist, sondern von Messing. Und nun kann ich mich in keinem Dorf mehr sehen lassen. In Dumhausen haben sie mich beinahe gesteinigt. Dort hat eine Frau mit meinem Fleckenwasser das Muttermal ihres Buben entfernen wollen, und nun ist dem Bengel Haut und Haar abgegangen. O, ich Pechvogel! Aber das kommt nur von der verrückten Ehrlichkeit. Wie hat mir der Schwindler das Fleckenwasser gerühmt! Tränen hätte man weinen können, so beweglich hat er geschwätzt!"

„So? Und Sie Ehrlichkeitsfanatiker wollen das Rattengift nun dennoch abermals weiter verkaufen?"

Daraufhin verstummte der Händler eine Weile. Dann aber fragte er wieder möglichst freundlich und mit lieblich gedämpfter Stimme: „Wollen Sie mir das Fleckenwasser nicht dennoch abnehmen? Sie kriegen die Flasche für zwanzig Pfennig, statt für zwei Mark. Vielleicht ist es gut zum Metallputzen? Geben Sie mir einmal ein Stück grünspaniges Messing her! Ich will's gleich probieren."

„Ich danke, Verehrtester! Ich danke! Geben Sie mir lieber ein Stück Papiergeld her, um mir damit für meine verdorbenen Sonntagshosen Ersatz zu leisten — oder ich schicke zur Polizei! Sofort laß ich die Polizei holen."

Nun sank die Löwenstimme zu leisem Flüsterton herab. Polizei! Ein kitzliges Wort! „Mein Herr! Wieviel verlangen Sie für die Hosen?"

„Ich denke, nach den heutigen Kleiderpreisen sind fünfundzwanzig neue Mark nicht zuviel."

Der Mann machte zuerst ein ratloses Gesicht. Dann nahm er seinen Zylinder ab, aber nicht aus Hochachtung, sondern weil ihm der dicke Schweiß ausbrach. „Fünfundzwanzig Mark? Ja, lieber Mann, wenn ich fünfundzwanzig Mark hätte, glauben Sie, daß ich dann beim Regenwetter in dem tiefen Dreck da bei euch Bauern herumwaten und Fleckenwasser verkaufen und mich totschlagen lassen würde? Daß Euch! Wenn Ihr so dumm seid, dann hängt Euch lieber gleich auf!"

„Aber Sie wollten doch eine Villa am Züricher See kaufen und dort als Privatmann leben? — Mensch, wie können Sie so unverschämt lügen?"

„Mein verehrter Herr und Freund! Sie verstehen mich offenbar gar nicht! Das kommt aber doch alles nur von der Ehrlichkeit und von der Gutmütigkeit! — Sehen Sie, ich habe dem Kerl und seinem Hosianna über das Fleckenwasser blindlings geglaubt und wollte das Zeug aus reinem purem Wohlwollen unter die Leute bringen. Kleider sind nun einmal heutzutage teuer; das weiß ich selber. Du lieber Himmel! — Also muß man den Leuten dazu behilflich sein, daß sie ihren alten Plunder möglichst lange erhalten. Aber wenn man den Eseln mit allen Kräften zu ihrem Glück verhelfen will, dann geht's einem so! — Herr! Wenn ich nur einen einzigen Tag lang das Weltall zu regieren hätte, ich verwandelte das ganze Meer in lauter Fleckenwasser von der Sorte da, und dann täte ich sie alle drin ersäufen!"

Damit wollte der Zornige in ehrlicher Entrüstung, ja unter Protest gegen die göttliche Weltordnung das Lokal verlassen. Aber Herr Zengerle stellte sich vor die Tür.

„Halt! Sie gehn mir nicht zum Haus hinaus, es sei denn, daß Sie mir meine Hose vergüten."

„Ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß ich kein Geld besitze!"

„Machen Sie mir nichts weis! Sie haben doch in Karlsruhe Fleckenwasser genug verkauft. Also müssen Sie auch Geld haben."

„Was?" schrie der rotnasige Meßmann. „Was? Sind Sie wohl verrückt? — Herr! Ich sage Ihnen: Kaum hatte ich das Geld beisammen in der Schublade, so kam der Gerichtsvollzieher und pfändete mir sämtliche Waren samt dem Geld. — Nur das bißchen Fleckenwasser hat er mir gelassen. Herr! Ist das recht? Ist das menschlich? Darf so etwas in einer Republik passieren? Hab' ich deshalb im Krieg als Landsturmmann drei Jahre lang auf dem Proviantamt in Metz treu gedient und dabei so viel versalzenen muffigen Schinken gefressen, daß ich vor lauter Durst den roten Ausschlag da ins Zifferblatt bekam? Der Teufel soll die Brut holen! Ist das der Dank des Vaterlands?"

Und damit fiel der Rotnasige abermals in seinen Kriegstanz, den er mit leidenschaftlichen Haßgesängen begleitete. Nur galt diesmal seine Entrüstung nicht dem Herrn Unmut, sondern der Republik und dem Gerichtsvollzieher. Beiden Gewalten wünschte er die zehn ägyptischen Plagen und noch zehn weitere dazu.

Aber Herr Zengerle nahm auch diese Tanzvorstellung des Wüterichs nicht als Ersatz für seine Hosen an, zumal da er zu bemerken glaubte, daß Herr Müller sich sachte zur Tür hinaustanzen wollte. Also stellte sich Herr Zengerle abermals vor das Loch und sagte in energischer Haltung: „Mensch! Ich durchschaue Sie! Entweder Geld — oder Polizei!"

Das Wort Polizei wirkte auch jetzt wieder zauberhaft rasch beruhigend auf die Nerven des aufgeregten Tänzers. Mit tonloser Stimme sagte er: „Geld? Geld? Stellen Sie mich auf

den Kopf! Geld fällt keins heraus, aus keiner Tasche. Aber da! da! Auch das Lumpenzeug da hat er mir noch aufgehängt, der Unmut, für drei Mark fünfzig Pfennig! Er wird's wohl irgendwo gestohlen haben. — Da! da! Nehmen Sie den Kram! Aber nun können Sie mir den Buckel hinaufrutschen und dazu meinetwegen Ihre Sonntagshosen anziehen!"

Damit griff er in seine weite Rocktasche, fuhr hastig drin herum und brachte etwas mit der Hand heraus. Dieses Etwas warf er wütend in eine Kiste voll Holzwolle hinein. Herr Zengerle verließ unvorsichtigerweise die Tür. Da aber schoß Herr Müller wie ein gejagter Hirsch zum Tempel hinaus und durch den Hof auf die Straße. Herr Zengerle ließ den armen Narren ärgerlich laufen. Was sollte er schließlich mit dem Schubjack machen? Die Hosen waren kaput und die Uhr futsch. Meinetwegen! Es geht ja doch alles zum Kuckuck!

*
*

Gleich darauf kam Frau Auguste von ihren Visiten zurück.

„Was war denn das soeben für ein Mann im Zylinder? Der ist ja wie eine Kegelkugel aus dem Hoftor geschossen und die Straße hinabgerannt. Was hat er gewollt?"

„Fleckenwasser verkaufen."

„Du wirst doch nicht . . ."

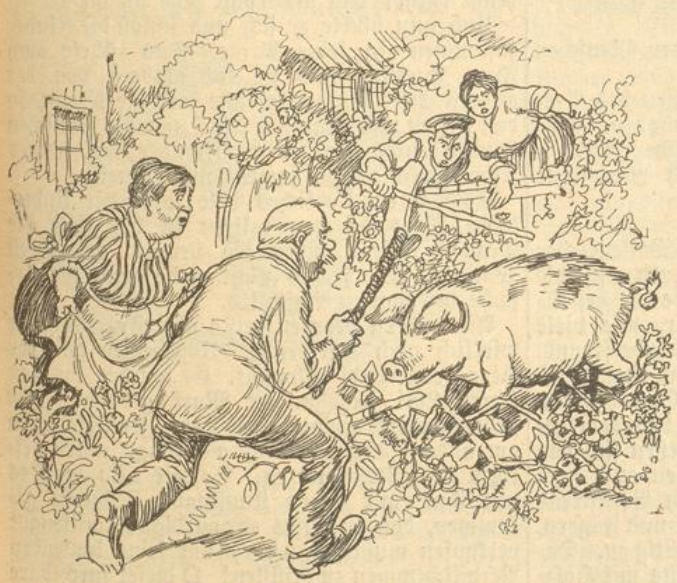
„Kein Gedanke! Werde mich hüten!"

„Na, hoffentlich! Apropos! Was ich da gehört habe! In Dingsda hat der Ratschreiber für eine alte Sackuhr fünfhundert Mark bekommen. Es gibt in der Welt doch allerhand Narren, die für alte Scherben ein kleines Vermögen ausgeben. — Hör, Cölestin, hast du nicht auch so eine alte Uhr? Wo ist sie denn? Hast du sie nicht früher im Geldschrank aufgehoben? Sei doch so gut und zeige sie mir! Heute abend fahre ich noch nach Karlsruhe. Da kann ich das Ding dann gleich mitnehmen und dem Aaron Levi zeigen. Der versteht sich auf so altes Zeug. — Hörst du nicht, Cölestin? Wo ist denn die Uhr?"

Nun brach dem Herrn Zengerle der kalte Schweiß aus. Einen Zylinder aber hatte er nicht auf. O! Wenn nur jetzt wieder einmal ein Wunder geschähe, das ihn aus dieser peinlichen Lage, von dieser peinlichen Frage erlöste!

Da schrie Frau Auguste entsetzt auf: „Herr meines Lebens! Cölestin! Dich kann man aber zu rein gar nichts mehr brauchen. Gar nichts kann man dir mehr anvertrauen! Alle Tage wirst du unachtsamer! Hast du es denn nicht bemerkt, daß die Sau im Garten ist? — Husch! Hallo! Ach du meine Güte! Jetzt auch das noch!"

Frau Auguste stürzte unter lautem Schreien und Jammern davon, dem Garten zu. Aber das Schwein ließ sich aus dem Zustand süßer Freiheit nicht so leicht vertreiben. Hier war würziger Ozon, hier war Sauerstoff zum wollüstigen Schnaufen, hier war weiche Erde zum behaglichen Wühlen vorhanden. Die vierbeinige Lustwandelnde, sehr empört darüber, daß ihre hartherzige Herrin ihr nicht einmal dieses bescheidene Vergnügen eines kleinen Ausfluges in bessere, gesündere Luft erlaubte und gönnte, sprang nun, als sie vertrieben werden sollte, eigensinnig über Beete und Blumen, nicht achtend der eingedrückten Spuren, und gab ihrem Unwillen durch ein so revolutionäres und drohendes Grunzen Ausdruck, daß Frau Auguste sich stark zu fürchten begann. Herr Zengerle kam ihr zwar zu Hilfe, auch die in ihrem Garten nebenan arbeitenden Nachbarn kletterten flink über den Zaun und beteiligten sich an der wilden, verwegenen Jagd. Aber es dauerte lange, bis sie mit List und Gewalt das widerspenstige Borstenvieh wieder aus dem Garten heraus und in seine enge Behausung brachten. Und der Schaden, die Zerstörung war groß. Frau Auguste vergoß reichliche Tränen über diese unerwartete Heimsuchung. Ohne zu bedenken, daß der Schaden hauptsächlich auf sie, auf die Urheberin der Verwünschungen zurückfallen würde, erging sie sich in ausschweifenden, üblen, verwünschenden



Es dauerte lange bis sie das widerspenstige Borstenvieh aus dem Garten herausgebracht.

Worten gegen das Schweinetier. Den ganzen Nachmittag über hatte sie nun im Garten zu pflastern, zu setzen, zu restaurieren.

Die Reise nach Karlsruhe war also gänzlich aufgegeben; die Uhr einstweilen vergessen. Herr Zengerle aber segnete das liebe, gute Tier, diese Helferin aus großer Seelennot. Heimlich steckte er ihr sogar ein Stück Brot in den Trog.

Was war das? Etwa gar seine alte Uhr, die Bettflasche.

So verschieden sind die Ansichten der Menschen über das gleiche Ereignis.

Allerdings, die Entscheidung wegen des Verkaufs der Uhr war damit nur verschoben. Einmal mußte sie ja doch fallen. Aber Zeit ist, wenn nicht immer Geld, so doch wenigstens Hoffnung.

* * *

Gegen Abend kamen die zwei Waisenkinder des kriegsgefallenen Lehrers und holten für die kränkliche Mutter bei Frau Auguste die bestellten Eier ab. Herr Zengerle war, wie viele Kinderlose, ein leidenschaftlicher Kinderfreund. Da er gerade im Magazin stand und einen Sack Korinthen aufmachte, rief er die Kinder heran und steckte ihnen die Taschen voll von dem geliebten Naschwerk. Die Kinder ließen sich das natürlich gern gefallen. Sie blieben auch noch ein wenig da und spielten fröhlich Versteckens zwischen den abenteuerlichen Kisten und Fässern. Herr Zengerle schaute ihnen wehmütig zu. Dabei fiel ihm nun aber auch die Kiste mit Holzwolle wieder ins Auge. Er beschloß, sie alsbald in die Waschkesselfeuerung auszuschütten und die Kiste dann an den Lieferanten zurückzusenden. Daß Herr Müller, sein Besuch von heute vormittag, beim Abschied einen Gegenstand in die Holzwolle hineingeworfen hatte, das war Herrn Zengerle tatsächlich entschwunden. Was konnte das auch Rares gewesen sein? Schon hatte er die Kiste angefaßt, um sie in die Waschküche zu tragen und in die Feuerung zu entleeren, welche morgen früh angezündet werden sollte. Da tat eines der Kinder einen Freudenschrei. Es hatte die Hand in die Holzwolle gesteckt und zog nun einen glänzenden Gegenstand hervor.

Herr Zengerle fiel fast in Freudenohnmacht. Was war das? Etwa gar seine alte Uhr, die berühmte Bettflasche? Zitternd vor Wonne nahm er sie in die Hand. Ja, sie war es, seine Uhr. Denn da, hinten auf der Rückseite, stand der Name, den er schon so oft darauf gelesen hatte: Joseph Cölestin Zengerle. Der teure, liebe, ehrliche Name seines Urgroßvaters. Er hatte also seine Uhr wieder.

„Kinder! Hebt die Schürzlein auf!"

Und nun füllte er ihnen die Schürzchen was sie halten konnten mit getrockneten Rosinen. Das war ein Jubel! Frau Auguste kam, durch das Geschrei aufmerksam gemacht, gleichfalls herzu.

„Was ist denn da los? Cölestin, was machst du denn?"

„Auguste! Frage nicht! Diesmal tu mir den Gefallen und sei ganz still! Die Kinder haben mir eine große Freude gemacht. Sei still! Frage nicht! Verdirb mir den Augenblick nicht! Nicht wahr! Ein andermal sage ich dir's!"

Und nun bückte er sich und schloß die Kinder zusammen in seine Arme. Das rührte auch Frau Auguste, und sie tat alsbald von der andern Seite her das gleiche wie ihr Mann, so daß Mann und Frau sich selbst und die lieblichen Kinder unter ungeheurem Freudenjubel immer fester umschlangen, herzten und küßten.

Es war ein liebliches Bild; aber der kinderlosen Frau stürzten mitten in der Lust die Tränen rollend über die bereits gefurchten Wangen. Sie fragte nicht mehr nach der Ursache des ganzen Auftritts.

Am andern Morgen reiste aber Frau Auguste wirklich nach Karlsruhe. Ungeheißen gab ihr Herr Zengerle die Uhr mit. Es wurden ihr von Herrn Levi sechshundert Mark geboten. Für siebenhundert verkaufte sie Herr Zengerle dann am andern Tag wirklich, allerdings unter heftigen Gemütsschmerzen. Soweit also war es mit ihm, mit Herrn Kaufmann Zengerle gekommen, daß er dieses ehrwürdige Familiengut verkaufen mußte, mußte, um seine laufenden Verpflichtungen zu erfüllen! O dieser furchtbare Fall aus hohem Wohlstand in tiefe Armut!

Da kam Herr Zengerle in der Kaiserstraße an einem Schaufenster vorbei, in welchem unter anderen reizenden Dingen auch zwei prächtige Kinderschürzchen glänzten. Der Preis stand drauf und war sehr hoch. Aber der alte Herr brachte die Augen nicht mehr von den Schürzchen weg.

Was ist irdisch Geld und Gut? Rauch ist's, Staub ist's, Asche ist's! Herr Zengerle hatte es selbst erfahren, als sein ganzes Barvermögen

zerrann! Er und Millionen anderer! Lasset uns also einander Freude machen, solange wir noch etwas haben und können! Diese Freude ist ein Gut der Seele, das nicht zerstört wird, weder durch Motten noch Rost, noch durch Inflation. — Herr Zengerle trat entschlossen in den Laden und kaufte die Schürzchen. Dann ging er an den Bahnhof und setzte sich still in den düsteren Wartsaal. Um der großen Ausgabe wegen des Schürzenkaufs willen hatte er sich die Einkehr in einem Wirtshaus versagt. Aber eine liebliche Freude lag über seinem ehrlichen alten Angesicht. Noch am selben Abend wurden die Schürzchen den herbeigerufenen Kindern überreicht. Es gab ein kleines Festchen und großes Jubeln. Auch diesmal fragte Frau Auguste nicht nach der Ursache dieser großen Freigebigkeit ihres Mannes. Es war, als habe sie in dessen Gemüt etwas gelesen, das sie zwar nicht zu deuten wußte, das sie aber auch nicht stören durfte.

Doch am Abend, als das alte Ehepaar im Bett lag und jedes den Abendsegen für sich geflüstert hatte, da berichtete Herr Zengerle, wie es mit der Uhr gegangen war.

„Cölestin, du hast recht getan! Du hättest den Kindern wohl noch mehr spenden dürfen. Aber

Frau Auguste tat von der andern Seite her das gleiche wie ihr Mann.

ich will's nachholen! Es sind herzige Kinder, und wir wollen ihnen, wenn uns Gott am Leben erhält, noch viel Freude machen, denn ihr armer Vater ist ja auch für uns gefallen!"

Hochzeitsfreuden.

Eine heitere Dorfgeschichte von Wolfgang Kemter.

Endlich war der Steighammer-Franz von Mistelberg so weit. Seit Jahren schon wurde er von den Eltern und von den beiden lange schon verheirateten Schwestern, von Basen und Vettern bedrängt und gedrängt, endlich einmal auch eine Frau zu nehmen, was ja als einziger Sohn und Erbe des großen Steighammergutes seine Pflicht und Schuldigkeit war, damit der Name Steighammer, der schon Anno dazumal in den Bauernkriegen eine Rolle spielte, nicht aussterbe.

Der Franz sah das ohne weiteres ein; mit beispielloser Geschicklichkeit aber war er bisher allen seiner Freiheit gestellten Fallen ausgewichen.

Nicht als ob etwa der schneidige Bursche ein Weiberverächter gewesen wäre, im Gegenteile, er sah zehn hübsche Gesichtchen lieber wie ein häßliches Gesicht, aber — da begann die Tragik — er konnte nichts dafür, daß die von seiner weiblichen Verwandtschaft sorgsam für ihn ausgewählten sogenannten standesgemäßen Partien seine Ansprüche gar nicht befriedigten, daß dabei immer nur das Geld, nie aber die Person die Hauptrolle spielte.

Trotzdem — Franz war ein gehorsamer Sohn, Bruder und Neffe — er tat ohne Murren, was man von ihm verlangte. Daß es eben lange nicht zum gewünschten Ziele führte, war, wie gesagt, nicht seine Schuld. Wenigstens seiner Meinung nach.

Da hatte man ihn zum Beispiele zuerst nach Eckberg geschickt, in den Brennbacherhof, wo die einzige Tochter sehnsüchtig auf einen Mann wartete. Einen Abend lang war er bei der Brennbacher Anna gesessen, da hatte er vier Wochen lang nicht mehr essen können — und ein zweites Mal sah ihn der Brennbacherhof nicht mehr.

In diesem schönen Dorfe war jedoch noch eine zweite Erbin, die Schönrieder Rosa. Sie war zaundürr, aber sonst nicht ungut, und wer weiß, ob die Sache nicht zu einem guten Ende gekommen wäre, wenn der Schwanenwirt nicht die einfältige Idee gehabt hätte, seiner mehr als häßlichen Kellnerin eine wunderhübsche Nachfolgerin zu geben. In die Resi nun verliebte sich der Steighammer-Franz auf den ersten Blick und war von dieser Stunde an mehr in Eckberg wie in Mistelberg. Jede freie Stunde verbrachte er im „Schwanen", wo er nach allen Regeln der Kunst Süßholz raspelte.

Das erfuhr natürlich die Schönrieder Rosa alsbald, und als der Franz wieder einmal zur Stubet kommen wollte, wurde er von dem erzürnten Mädchen mit wenig höflichen Worten aus dem Hause gewiesen. Dem Franz jedoch war dies mehr als gleichgültig, er hatte die Resi im Kopfe und nicht die Rosa. Das Unglück wollte es, daß die Resi vom „Schwanen" auch dem Schönrieder Haus, dem Bruder der Rosa, gefiel und daß auch er dort wie ein Auerhahn balzte. Das erhöhte die Konflikte; es ging nicht lange, da standen sich die beiden verliebten Burschen wutentbrannt gegenüber, böse Worte fielen, eins, zwei, drei hatten sie sich beim Kragen. Die Resi aber leerte lachend einen Kübel eiskalten Wassers über die heiß-

blütigen Kampfhähne und ließ sich vom Steiger-Pepi küssen. Das war eine schwere Abkühlung für die beiden unglücklichen Liebhaber, und sie zogen pudelnaß, blutend und beschämt ab.

Mit den schönen Larven war es auch nichts, blieb zum Schlusse also doch das Geld am begehrenswertesten. Der Steighammer-Franz ließ sich also willig wieder zur Kramer-Babett nach Rebstein schicken, die ihm als weitere gute Partie angeraten wurde.

Die Babett war erst achtundzwanzig Jahre alt, also, wie man zu sagen pflegt, im besten Alter. Nicht gerade übel, der Franz wenigstens hatte schon häßlichere gesehen, und recht nett im Benehmen. In den schneidigen Steighammerbuben war sie gleich bis über beide Ohren verliebt und gab sich auch gar keine Mühe, das zu verbergen. Die Alten kamen dem willkommenen Freier auch auf alle nur denkbare Weise entgegen, so daß Franz bald förmlich der Mittelpunkt im Kramer-Hause war. Das gefiel ihm sehr und er fühlte sich bei seinem neuen Schatze recht wohl. Aber der Satan trieb auch hier sein Spiel.

Eines Tages kam der Kramer zum alten Steighammer und bat ihn um eine größere Summe Geldes. Er habe, so sagte er, in der letzten Zeit große Ausgaben gehabt und hätte gerade jetzt Gelegenheit, ein gutes Geschäft zu machen, dazu brauche er aber Geld.

In Geldsachen ist oft mit den besten Bauern nicht viel anzufangen. Sie werden gleich mißtrauisch. Der alte Steighammer hatte es so; er bedauerte, das nötige Bargeld nicht zu haben, da er eben wieder ein Stück Wald gekauft habe.

Zwei Tage später kam die überraschende Kunde, daß der Kramer-Martin, den man allgemein für einen vermöglichen Mann gehalten hatte, den Konkurs angemeldet habe.

Mit Geld hätte der Franz die Babett genommen, ohne Geld bekam er auch noch eine jüngere. Er fuhr nicht mehr nach Rebstein und die Babett weinte sich die Augen rot. Dem Kramer wurde alles verkauft, bettelarm zog die Familie in die Stadt. Die Steighammerischen aber waren froh, daß der Kramer noch rechtzeitig umgeschmissen hatte, sonst hätten sie die ganze Kramer-Brut auf dem Halse gehabt.

Nun ging der Franz wieder einmal auf eigene Faust wildern. Die blonde Berta vom Wegmacher-Naz war seine nächste heiße Flamme. Als man zu Hause von dieser unglaublichen Verirrung des Einzigen erfuhr, gab es einen Riesenkrach. Die beiden Schwestern und drei Basen kamen angefahren; der alte Steighammer und sein Weib zitierten ihren Buben wie einen Schwerverbrecher vor dieses Tribunal und lasen ihm die Leviten in einer Weise, daß Franz der Meinung war, die ganze Gesellschaft sei über Nacht verrückt geworden. Er sagte ihnen das auch in sehr unzweideutigen Worten, ließ die Verblüfften einfach stehen und eilte in die Arme der blonden Berta.

„Meiner Seel und Gott," jammerte die Steighammerin und schlug die Hände zusammen, „wenn nicht ein wahres Wunder geschieht, so ist der Franz verloren. Die Wegmacherische richtet ihn bestimmt zugrunde."

Das Wunder kam in der Gestalt des Herrn Gendarmerinspektors von Rebstein, der die hübsche Berta ohne Erbarmen verhaftete und ins Gefängnis abführte. Und der Grund? Mein und Dein waren für die Berta Begriffe, die sie fortwährend verwechselte. Es lagen gegen sie eine Reihe von Diebstahlsanklagen vor.

Der Franz war wie aus den Wolken gefallen und er schwor seiner Mutter, nun die erstbeste alte Schachtel zu heiraten, wenn sie nur einen schweren Sack voll Geld habe.

Die älteste Steighammer-Tochter, die in Murau verheiratet war, kam wieder mit einem neuen Vorschlage. Der reiche Müller von Murau hatte nur eine Tochter, sie war auch nicht mehr die Jüngste, aber sehr häuslich erzogen und bekam eine unheimliche Mitgift.

Dem Steighammer-Franz war alles recht. Schon am Sonntag darauf besuchte er seine Schwester und diese führte den Bruder in die Mühle.

Der Kaffee war gut, der Kuchen ausgezeichnet, die Burgl hatte sich alle Mühe gegeben. Nun und so übel war sie auch nicht, war dreißig vorbei, aber kugelrund und kerngesund.

Als der Franz mit seiner Schwester heimging, fragte ihn diese, wie ihm die Burgl gefallen habe.

„Sehr gut," antwortete er, „ich glaube, ich kenne jetzt die zukünftige Steighammerin."

So war es. Nachdem der Franz drei Monate lang zweimal wöchentlich zur Stubet nach Murau gefahren war, kam die Sache in Ordnung. Er sprach ein gewichtiges Wort mit dem Müller, der mit klaren und deutlichen Worten die Mitgift der Burgl beschrieb und den Steighammer-Franz als Schwiegersohn willkommen hieß.

So war es denn endlich so weit. Der Hochzeitstag wurde festgesetzt, im Steighammerhofe Platz für das junge Paar geschaffen und in der Mühle regten sich viele fleißige Hände, Burgls Aussteuer zu schaffen.

Die Steighammerleute atmeten auf und waren froh, daß der Franz nun in Sicherheit war; wer weiß, welche Dummheiten der Bub sonst noch angestellt hätte. Nur die Mutter erklärte öfters, sie glaube es erst, wenn der Franz mit seiner Frau aus der Kirche trete. Bis dahin könne noch allerhand geschehen.

Sie tat ihrem Sohne Unrecht, denn dieser hatte sich darin ergeben, daß ihm nach mannigfachen Irrfahrten die Müller-Burgl vom Schicksale bestimmt sei.

BLB Karlsruhe

Als der Verspruch allgemein bekannt war, da hatte Franz zwei Feinde mehr, von denen er nicht die leiseste Ahnung haben konnte.

Der eine war der Zyprian, der Müllerknecht, der die Burgl auch gerne gehabt hätte, der andere war Sepha, die Kuhdirn auf dem Steighammerhofe, die den Franz, ihren Jungherrn, schon lange heimlich liebte. Und wie sie ihn geliebt hatte, so haßte sie ihn jetzt, da er im Begriffe war, die alte Schachtel von der Murauer Mühle zu heiraten.

Doch das alles spielte sich in den Tiefen der Seelen dieser beiden Menschen ab; im öffentlichen Leben merkte man nichts davon.

In Murau wurde inzwischen mit vereinten Kräften zur Hochzeit gerüstet. Der Rößlewirt richtete seinen großen Saal her, denn der Müller und der alte Steighammer hatten viele Einladungen nach allen Seiten ergehen lassen. Am Mahle sollten mindestens achtzig Personen teilnehmen, nachher zum Tanze kamen noch mehr. Er deckte sich also heute schon mit den nötigen Getränken aller Art und den mannigfachsten Speisen ein und berechnete schmunzelnd den Gewinn.

Altem Brauche gemäß fuhr das Brautpaar am Sonntag vor dem Hochzeitsmontag in die Nachbarschaft. Zu diesem Zwecke war der Landauer der Mühle neu lackiert worden, davor wurden die beiden schönen Rappen gespannt, und Anton, der Kutscher bekam einen ganz neuen Anzug. Der Müller wollte zeigen, daß er die Hochzeit seiner einzigen Tochter würdig zu feiern wisse.

Der Wagen stand bereit. Franz war schon am Vormittage nach Murau gekommen, gleich nach dem Mittagessen stiegen er und Burgl ein.

„Los!“ rief der Müller und schloß den Schlag. Anton schnalzte mit der Zunge, die Rappen zogen an. In schlankem Trabe fuhr man zum Dorfe hinaus.

Man kam nicht weit. Gegen Rebstein zu senkte sich die Straße, da geschah das Unglück. Ein Hinterrad brach plötzlich zusammen, der Wagen kippte um und Braut und Bräutigam wurden im Bogen auf die die Straße säumende Wiese hinausgeschleudert. Der Kutscher, der sich mit Mühe auf seinem Sitze halten konnte, hatte die Geistesgegenwart, die Rappen zurückzureißen, so daß sie augenblicklich stillstanden. Da war aber Franz schon auf den Füßen und half auch der Burgl auf. Gottlob, es war weiter nichts geschehen, die Wiese war sehr lind, freilich auch sehr naß gewesen, dementsprechend sahen die Kleider der Brautleute aus. Naß und über und über beschmutzt. Sonst kamen sie mit dem Schrecken davon. Freilich an eine Weiterfahrt war nicht zu denken, abgesehen davon daß der Wagen dazu nicht mehr geeignet gewesen wäre.

Anton hatte vor allem andern voll Mißtrauen das Rad untersucht. Gestern war es noch in bester Ordnung gewesen, wie war dieser Zusammenbruch heute möglich.

Alsbald hatte er den Grund. Ein derber Fluch entfuhr ihm.

„Franz,“ rief er, „da schau her, eine solche niederträchtige Gemeinheit, alle Speichen sind dreiviertel durchgesägt. So mußte das Rad nach kurzer Zeit kaput gehen.“

„Millionenwetter!“ schrie der Franz, „da hört sich alles auf. Wer hat denn das getan?“

„Da bin ich überfragt,“ meinte der Knecht achselzuckend. „Es muß heute nacht passiert sein.“

Was blieb übrig? Anton fuhr langsam mit dem dreirädrigen Wagen heim, Franz und Burgl gingen zu Fuß.

In der Mühle gab es eine Riesenaufregung. Herrschaft und Gesinde umstanden den Wagen, besahen sich den Schaden und rieten hin und her, wer wohl eines solchen Bubenstreiches fähig sei.

Nur in einem Augenpaare hatte es voll Schadenfreude aufgeleuchtet. Kurz und blitzartig. Der alte Müller aber hatte es gesehen. Er allein.

Während sich die Burgl umkleidete und auch Franz einen Anzug seines zukünftigen Schwagers anlegte, damit der seine getrocknet und notdürftig hergerichtet werden konnte — zum Glück war es nicht der Hochzeitsanzug gewesen — sprach der alte Müller mit seinem Sohne ein paar kurze Worte und ging in die Mühlstube. Der junge Müller aber stieg in die Knechtkammer hinauf, wo der Zyprian bereits wieder in Kleidern auf dem Bette lag, und sagte diesem, er möge dem Vater und ihm bei einer kleinen Ausbesserung helfen. Ahnungslos folgte der Gerufene.

Der alte Müller hatte das Mühlwerk in Gang gesetzt, in seinem Lärme ging das Jammergeschrei eines Menschen unter, der wieder einmal handgreiflich an die ewige Gerechtigkeit erinnert wurde.

Beim Zunachten verließ Zyprian mit seinem Bündel auf zitternden Beinen für immer die Mühle. Jeder Schritt bereitete ihm tausend Qualen und die hellen Tränen rannen ihm übers Gesicht. Die beiden Müller hatten Teufelskraft in ihren Armen und die Stecken waren aus hartem Holze gewesen. . .

Und dann brach der Hochzeitsmorgen an. Während in Mistelberg und in Murau lustig die Böller krachten, tat der Steighammer-Franz schon den ersten Fluch. Als er nämlich das nigelnagelneue Hemd anziehen wollte, da fand er in den Aermeln mindestens ein Dutzend Knoten, so daß es ihm unmöglich war, in die Aermel zu schliefen. Auf sein Toben eilte die Mutter herbei und half bei der Entwirrung. Aber es kam noch besser. Auch die Hosenärmel des

Hochzeitsanzuges waren zugenäht. Jetzt mußte die Steighammerin schnell eine Schere und ein Messer holen, um die Nähte aufzutrennen. Dabei schimpfte sie mit ihrem Sohne über eine solche Gemeinheit.

„Wer hat da seine Hand im Spiele?“ brüllte der Franz in heller Wut, „dem dreh' ich den Kragen um.“

Die Mutter wußte keine Antwort. Sie hatte selbst am Abend Anzug und Hemd in Franzens Kammer getan. Es mußte jemand vom Hause gewesen sein. Aber wer?

Auf einmal rief der Franz: „Hol mich der Schwarze, wenn das nicht die verrückte Sepha gewesen ist.“

„Die Sepha? Das werden wir morgen schon herausbringen. Jetzt mach' schnell, es ist höchste Zeit.“

Kaspar, der alte Knecht mit dem weißen Schnauze und dem immer lachenden Gesichte, spannte unten schon die beiden neuen Braunen an den Wagen, den man für diesen Tag vom Ochsenwirte ausgeliehen hatte.

Die Dienstboten — Sepha, die Kuhdirn, fehlte — überreichten ihrem Jungherrn vor dem Austritte aus dem Hause einen Buschen und wünschten Glück und Segen, dann bestieg Franz mit seinen Eltern den Wagen.

Um neun Uhr krachten in Murau wieder die Böller. Der Pfarrer vollzog die Trauung; nun war der Steighammer-Franz endgültig und unwiderruflich versorgt. Die Steighammerin atmete auf. Jetzt gab's kein Zurück mehr.

Von allen Seiten kamen nun die geladenen Gäste. Zu Fuß und mit Wagen. Die einen nahmen noch am Gottesdienste teil, die anderen, denen es mehr um die weltliche Feier zu tun war, wandten sich gleich zum „Rößle“, dessen Saal sich schnell füllte.

Die Murauer Gemeindemusik spielte beim Mahle auf, das von Schlag zwölf Uhr an bis spät zum Abend dauerte. Es war unglaublich, welche Mengen von Speisen und Getränken in diesen Stunden vertilgt wurden. Aber der Rößlewirt hatte Erfahrung und sich vorgesorgt.

Während des Mahles keuchte der Postbote heran und brachte ein Paket, das soeben angekommen und für die Braut bestimmt war. Obwohl er zur sofortigen Zustellung keineswegs verpflichtet gewesen wäre, tat er es doch in der Hoffnung auf ein schönes Trinkgeld oder einer billigen Magenstärkung.

Der Bräutigam öffnete unter allgemeiner Teilnahme das gut verschnürte Paket, ein Blumenstrauß kam zum Vorscheine, nach dem die Braut schnell und freudig griff. Im selben Augenblicke aber stieß sie einen Schrei aus und ließ die Blumen fallen. Sie hatte mit der Hand etwas eiskaltes berührt. Einer der Umstehenden riß die Blumen heraus. Unter ihnen, durch einige in Schachtel und Umhüllung gestochene Löcher vor dem Ersticken bewahrt, saß eine dicke, häßliche Kröte, die die vielen Menschen dumm und verständnislos anglotzte.

Der alte Müller fluchte grimmig, packte die Schachtel und warf sie mit Blumen und Kröte durch das Fenster in den Garten hinaus.

Die Braut stieß einen Schrei aus und ließ die Blumen fallen.

„Das kommt hoch und heilig von einer, die dir neidisch ist,“ tröstete der Vater die erschreckte Tochter.

Der alte Steighammer war zur Musik geeilt und rief ihr ein paar Worte zu, da spielte diese schon den ersten Ländler auf.

„Hallo! Auf zum Tanze!“ Dieser fröhliche Ruf ging durch den Saal. Im nächsten Augenblicke schon begann im nicht viel kleineren Nebensaale das lustige Treiben. Als erster führte der Steighammer-Franz sein junges Weib hinein, dann der alte Müller die alte Steighammerin und deren Mann die Müllerin, ihnen folgte Paar um Paar. Der Tanz begann. Bald war der saudumme Zwischenfall vergessen.

Mit jeder Viertelstunde stieg die Fröhlichkeit, bald begannen die Geister des schon allzu reichlich genossenen Alkohols zu regieren. Gleich tausend neckischen Kobolden hatten sie sich um-

bemerkt in den Saal eingeschlichen. Nun trieben sie da ihr schlimmes Wesen.

Mit lautem Jauchzen schwenkten die Burschen die Mädchen im Kreise, daß die Röcke flogen. Auch Burgl kam nicht zur Ruhe, von einem Arm in den andern, so ging es den ganzen Abend.

Mitternacht rückte heran. Im „Rößle“ war der Lärm und das Treiben auf dem Höhepunkt angelangt. Kein Mensch dachte ans Nachhausegehen. Solch eine Hochzeit gab es nicht alle Tage und so jung kam man auch nicht mehr zusammen.

In dem allgemeinen Trubel, dem Johlen und Singen und Musizieren merkte niemand, daß das Brautpaar verschwand. Der alte Steighammer hatte heimlich den Wagen anspannen lassen und gab dem Kaspar, dessen Gesicht so selig erglänzte, den Auftrag, das junge Paar heimzufahren und dann wieder zurückzukommen, um Mutter und ihn abzuholen.

Kaspar nickte grinsend, reden konnte er nicht mehr.

„Aber wirf mir nicht um,“ mahnte der Bauer.

Kaspar schüttelte energisch den Kopf.

Als Burgl in den Wagen stieg, da rief sie aufatmend: „Gott sei Dank!“ Sie war von dem vielen, fast pausenlosen Tanzen todmüde, und auch Franz hatte des Guten zu viel getan. Die Weine des Rößlewirts waren ausgezeichnet und der neugebackene Ehemann hatte wohl an die hundertmal Bescheid trinken müssen.

So fuhr man denn in die Nacht hinein. Kaspar gab sich Mühe, aufrecht auf dem Bocke zu sitzen, aber das eintönige Gestoße des Wagens tat bald seine Wirkung. Man hatte Murau kaum verlassen, da sank seine Gestalt in sich zusammen, die Zügel ruhten nur mehr lose in seinen Händen und er schlief tief und unbeirrt. Im Wogen drinnen war es nicht anders. Franz und Burgl waren die Augen zugefallen, auch sie schliefen fest.

Ruhig trabten die Braunen ihren Weg. Als sie dann aber zur Straßenkreuzung kamen, wo es rechts nach Mistelberg ging, links aber nach Niedermundingen, da warteten sie auf ein Zeichen ihres Führers. Als aber keines erfolgte, da schlugen sie den ihnen bekannteren Weg nach Niedermundingen ein, das lange ihre Heimat gewesen war, denn der Steighammer-Bauer hatte sie vor kurzem vom Niedermundinger Bürgermeister gekauft.

Nach kurzer Zeit kam der lange, dunkle Niedermundinger Forst. Die beiden Braunen waren längst in gemütlichen Schritt übergegangen, es trieb sie ja kein Mensch zur Eile. Der rote Schein der Wagenlaternen beleuchtete einen ziemlich schmalen Waldweg, der dann mählich zu steigen begann. Da sahen sich die beiden Roßkameraden an, verstanden sich sogleich und blieben stehen. Die Köpfe tief gesenkt, fielen auch sie in Schlaf. Totenstill war es ringsherum, totenstill und stierdunkel.

Und da kam der Geisterspuk durch den nächtlichen Wald.

Schritte ertönten, dann schwaches Wagengerassel. Um die Biegung, die der Weg hier machte, bog eine dunkle, unheimliche Gestalt. Ein hochgewachsener, aber hagerer Mann. Zerrissen die Kleider, die Schuhe, zerfetzt der Hut. Aus bärtigem, verwildertem Gesichte glühten zwei dunkle Augen. Ihm folgte langsam ein niederer Blachenwagen, gezogen von einem kleinen, erbärmlichen Tiere, dem ein zweiter Mann und ein Weib zur Seite gingen.

Da gebot der Führer mit einer Handbewegung Halt. Seine scharfen Augen hatten das seltsame Gefährte am Wegrande bemerkt. Er sah die dösenden Rosse, den schlafenden Kutscher und die sanft schlummernde Herrschaft, ein Hochzeitspaar nach dem Myrtenkranze der Braut und dem Myrtensträußchen des Bräutigams zu schließen. Da glitt ein satanisches Lächeln über sein Gesicht. Leise flüsterte er mit den Seinen, dann begann eine emsige, aber lautlose Tätigkeit. Sie währte Minuten, dann setzten sich die nächtlichen Wanderer wieder in Trab und verschwanden gleich darauf im Walde. Kaspar aber und das junge Paar im Wagen hatten von dem Spuke nichts bemerkt und nichts gehört, sie schliefen weiter den Schlaf des Gerechten. . .

Im „Rößle“ zu Murau war noch ein Riesenbetrieb. Gesang und Tanz wechselten unablässig ab, dazwischen schmetterndes Lachen und wüstes Geschrei.

Der alte Steighammer war schon einigemale vors Haus hinausgetreten, um nach seinem Wagen zu sehen, aber er kam nicht, obwohl Kaspar längst schon wieder hätte zurück sein können.

Er sprach mit dem Müller darüber, der eben auch mit Frau und Sohn aufbrechen wollte.

Der Müller lachte. „Glaub's wohl, der Kaspar wird wohl nicht mehr fähig gewesen sein, noch einmal herzufahren. Mein Anton ist in besserer Verfassung. Ich lasse euch gleich meinen Wagen einspannen.“

Es ging schon auf drei Uhr, als der alte Steighammer und sein Weib endlich die Heimfahrt antreten konnten. Müllers Rappen zogen gut aus, bald war man daheim.

Der Steighammerhof lag im tiefen Dunkel. Als aber der Bauer das Haus aufschloß, da kam die alte Magd mit einem Lichte aus der Küche, wo sie genickt und auf die Herrschaft gewartet hatte. Das Müllerische Fuhrwerk war gleich wieder umgekehrt und heimzu gefahren.

„Was ist denn mit dem Kaspar?“ fragte der Bauer.

„Mit dem Kaspar? Was soll's mit dem sein?“

„Hat er einen solchen Riesenrausch, daß er nicht mehr fahren hat können?"

Verwundert meinte die Magd: „Ich versteh' Euch nicht, Herr."

„Nun, der Kaspar ist doch um zwölfe mit dem Franz und der Burgl heimgefahren und hätte dann mich und Mutter abholen sollen. Er ist aber nicht mehr gekommen."

„Du himmlische Welt," rief die Magd, „was Ihr sagt, Herr. Daher ist der Kaspar auch nicht gekommen."

„Was, der Kaspar ist nicht heimgekommen! Und der Franz und die Burgl?"

„Auch nicht. Ich warte schon seit neun Uhr in der Küche."

„Mache keine Witze, Zenz."

„Auf Ehr' und Seligkeit, Herr, kein Mensch und kein Fuhrwerk ist gekommen."

„Wirst es nicht verschlafen haben?"

„Was Euch einfällt, Herr. Ich mit meinem leisen Schlaf."

„Dann tät es mich wundern, wo der Kaspar mit dem jungen Paar hingeraten ist."

„Sie werden doch nicht umgeworfen haben," jammerte die Steighammerin.

„Und irgendwo im Straßengraben liegen, aber wir müßten sie doch gesehen haben. Möglich freilich wäre heute alles. Der Kaspar wird wohl sein Sach' hinter die Binde gegossen haben. Zenz, wecke die Knechte, wir müssen auf die Suche gehen. Himmelfix, ich ging lieber ins Bett."

Zehn Minuten später verließ der alte Bauer mit seinen drei Knechten, die Fackeln trugen, das Haus und gingen auf der Landstraße nach Murau zurück.

Das geschah um dieselbe Zeit als Burgl plötzlich fröstelnd erwachte. Die Nachtkühle war durch ihre Kleider gedrungen und hatte sie aufgeweckt. Erstaunt rieb sie die Augen, konnte aber gar nichts sehen, denn es war stockdunkel um sie. Auch die Kerzen der Wagenlaternen waren inzwischen völlig niedergebrannt und erlöscht. Burgl tastete mit den Händen umher und stieß im nächsten Augenblick einen Schrei aus.

„Mein Gott, sie saß immer noch im Wagen."

Der Schrei hatte auch den Franz geweckt. Schlaftrunken, ohne sich vorerst seiner Lage bewußt zu werden, fragte er: „He, was ist los! Wo brennt es?"

Burgl rüttelte ihn wach und rief entsetzt: „Franz, wach auf. Es ist ganz dunkel, wir sitzen immer noch im Wagen, aber er fährt nicht mehr. Wo sind wir denn?"

Es dauerte immerhin noch eine Weile, bis Franz ganz munter war, dann fragte er ebenso blöd: „Wo sind wir?"

Sie kannten sich nicht aus. Zu sehen war nichts und hören konnten sie nur das laute, regelmäßige Schnarchen Kaspars.

Da aber ging dem Franz ein Licht auf.

„O, du alter Süffling," schimpfte er. „Hörst ihn, Burgl, wie er schnarcht. Kaspar ist auf der Fahrt eingeschlafen, da sind die Rosse einfach stehen geblieben. Und wir haben auch geduselt."

Der junge Bauer stieg aus, tappte langsam ein Stück auf den Weg hinaus und sah plötzlich hochragende Tannen vor sich.

„Burgl," rief er verblüfft, „jetzt weiß ich nicht, bin ich verrückt oder gesund beim Verstand. Da ist ja Wald. Wo sind denn wir eigentlich hingeraten?"

Burgl gab keine Antwort, denn ihr ging es genau so wie ihrem Manne. Auf dem Wege von Murau nach Mistelberg gab es weit und breit keinen Wald.

Franz tappte wieder zum Wagen hin und ergriff gleich darauf den schnarchenden Kaspar, der vom Bocke heruntergesunken war, aber trotz seiner mehr als unbequemen Stellung wie ein Toter schlief.

Franz rüttelte und schrie, schrie und rüttelte, aber Kaspar war nicht zu erwecken. Endlich fuhr er auf! „Hüho!" und schlief schon wieder.

„Nichts zu machen," wetterte der junge Steighammer wütend, „der Lümmel hat zu viel erwischt."

Da auf einmal fiel dem Franz — seine Augen hatten sich schon etwas an die Dunkelheit gewöhnt — eine merkwürdige Leere und Ruhe vor dem Wagen auf. Er forschte genauer nach und wollte rufen, aber das Wort blieb ihm im Munde stecken.

An Stelle der beiden kernigen, großen Braunen fand er nur mehr ein kleines, mageres Tier, von dem er nicht sagen konnte, was es war. An die Deichsel gebunden, ließ es den Kopf teilnahmslos hängen und wartete in sein Schicksal ergeben.

Jetzt konnte der Steighammer-Franz überhaupt nicht mehr denken.

„Burgl," sprach er kleinlaut, „ich glaube, wir sind alle verhext. Sitzen, und wissen nicht wie und wo, in einem tiefen Walde, die Rosse sind weg, dafür steht dort eine elende Kreatur, mager und halbtot."

Das junge Weib fing an zu weinen.

„Franz," schluchzte Burgl, „das hat ganz gewiß nichts Gutes zu bedeuten."

Franz wußte keinen Trost. Er wollte Burgl nicht noch mehr beunruhigen, hatte sich allerdings die Hochzeitsnacht auch ein bißchen anders vorgestellt. Er setzte sich wieder zu Burgl in den Wagen und meinte: „Es hilft alles nichts, wir müssen noch eine Weile warten, bis es heller wird, in dieser Finsternis kann man nichts tun."

Endlich brach der neue Tag an. Im Osten zeigte sich der erste Schimmer und zerriß bald auch das Waldesdunkel.

BLB Karlsruhe

Da fing das Staunen des neuvermählten Paares erst recht an. Franz starrte mit großen, entsetzten Augen um sich, dann auf das noble Gespann, das vor ihrem Hochzeitswagen stand. Ein kleiner, grauer, struppiger Esel mit einem noch viel schäbigeren, mit Stricken notdürftig zusammengeflickten Geschirre war jetzt zu erkennen.

„Woher kommt denn um Gottes willen dieser elende Esel, wo sind die Braunen und wie kommen wir in den Niedermundinger Wald?"

Weit und breit war kein Mensch, der diese drei Rätselfragen gelöst hätte.

Da Kaspar immer noch nicht zu erwecken war, ließen Franz und Burgl das Gefährte einfach im Stiche und gingen waldaus. —

Es war gerade halb fünf Uhr, als der alte Steighammer mit seinen Knechten wieder ins „Rößle" zu Murau kam. Sie hatten natürlich auf dem ganzen Wege nichts von dem verloren gegangenen Hochzeitswagen und seinen Insassen gefunden.

Der Rößlewirt war noch auf. Die letzten Gäste waren noch nicht lange fort, und er machte soeben Kassa. Als er die wunderliche Mär von dem rätselhaften Verschwinden des jungen Paares mit samt Wagen, Kutscher und Rossen vernahm, da ging es ihm wie allen andern an der Sache Beteiligten, er schüttelte den Kopf und fand keine Worte.

Der alte Steighammer ließ sich und den Knechten ein Gläschen Obstbranntwein einschenken, dann wurde der Jungknecht zu den Gendarmen, der zweite in die Mühle gesandt.

Eine halbe Stunde später versammelte sich vor dem „Rößle" eine stattliche Schar von Männern, die drei Gendarmen und der Müller mit Sohn und drei Knechten. Ihnen allen erzählte der Steighammerbauer, daß seit Mitternacht der Franz, die Burgl, der Kaspar, der Wagen und die beiden Braunen spurlos verschwunden seien, wie von der Erde weggetilgt. Man wisse einfach nichts mehr von ihnen.

„Sollte vielleicht ein nächtlicher Ueberfall stattgefunden haben?" meinte der Kommandant der Gendarmen besorgt. „Es treibt sich in letzter Zeit viel Gesindel in der Gegend umher."

Nach längerer Beratung wurde beschlossen, sofort an die Suche zu gehen. Und zwar sollten vorerst alle Straßen in die Nachbardörfer abgegangen und, wenn nötig, bis in diese Dörfer vorgedrungen werden.

Unter Führung des Kommandanten setzte sich die Schar in Bewegung. Irgendwo mußte ja der Zweispänner mit den Vermißten sein. Durch die Lüfte war er sicher nicht davongeflogen.

Die erste Straßenkreuzung war erreicht. Ein Gendarm, der alte Steighammer und ein Knecht wurden auf den Weg nach Niedermundingen gesandt. Sie trennten sich von der Schar und schritten rasch davon. Später zweigten wieder ein Gendarm, der alte Müller und ein Knecht nach Eckberg ab, während der dritte Haufen sich kurz darauf nach Rebstein wandte. Nochmals nach Mistelberg zu gehen, hatte keinen Sinn, da ja der Steighammer von dort gekommen war.

Inzwischen hatte die erste Abteilung den Niedermundinger Wald betreten. Da fielen dem Gendarmen gleich auf dem feuchten Waldweg zwei noch ziemlich frische Wagenspuren auf. Und wirklich standen die drei Mann fünf Minuten nachher vor dem gesuchten Hochzeitswagen, auf dessen Bocke der eben erst erwachte Kaspar mit einem solchen Gesichte saß, daß die drei Mann unwillkürlich hellauf lachen mußten.

Dann aber kam der Ernst. Der alte Steighammer sah den Esel an der Deichsel wohl, er sah aber die Rosse und das junge Paar nicht.

„Kaspar," rief er, „wir suchen dich im ganzen Kirchspiel. Wie kommst du daher?"

Der lächelte blöde.

„Ich weiß es nicht."

„Wo sind der Franz und die Burgl?"

„Weiß ich nicht."

„Wo sind die Braunen?"

„Weiß ich nicht."

„Wie kommt der elende Esel daher?"

„Keine Ahnung."

Da wandte sich der Bauer mit grimmigem Humor an den Gendarmen und sprach: „Zwei Esel sind da, aber mir wären meine zwei Pferde lieber."

Alle weiteren Fragen des Beamten waren vollkommen vergeblich, denn Kaspar konnte sich an gar nichts erinnern und war selbst am meisten überrascht, sich in dieser unbegreiflichen Lage zu finden.

Der Steighammer und der Gendarm schüttelten immer wieder den Kopf. Etwas Merkwürdigeres war ihnen im Leben noch nicht untergekommen.

Nun wurde der magere Esel, so gut es ging, an den immer noch mit Blumen bekränzten Hochzeitswagen gespannt, dann führte der Knecht den Wagen zum Walde hinaus und heim auf Mistelberg zu. Der Bauer und der Gendarm folgten, ganz zuletzt trottete Kaspar.

Es war acht Uhr, alle Mistelberger waren schon auf den Beinen, als der seltsame Zug endlich vor dem Steighammerhofe anlangte. Es gab eine förmliche Aufregung und die Männer wurden von allen Seiten mit Fragen bestürmt. Die Neugierde wurde jedoch nicht befriedigt, denn alle viere hüllten sich in Schweigen.

Eine erfreuliche Nachricht wartete doch auf die Männer: Franz und Burgl waren vor einer Stunde ganz durchfroren und übernächtig zu Fuß heimgekommen und gleich ins Bett gegangen.

„Alsdann," rief der Steighammer, „jetzt hätten wir die auch. Fehlen also bloß noch die Rosse."

Im Laufe des Vormittags rückten, wie vereinbart, die beiden andern Abteilungen auf dem Steighammerhofe ein. Natürlich ohne von den Vermißten eine Spur gefunden zu haben.

Nun wurde die ganze Mannschaft reichlich bewirtet, und während sie aßen und tranken, erschien der Franz.

Jetzt kam die große Enttäuschung. Alle hatten gehofft, von dem Hochzeitsmanne des dunklen Rätsels Lösung zu bekommen, aber Franz wußte genau soviel wie Kaspar, nämlich nichts.

Burgl und er waren auf der Heimfahrt gleich außerhalb Muraus im Wagen eingeschlafen — wie lange sie genickt hatten, wußten sie nicht — als sie dann erwachten, stand der Wagen still mitten im Niedermudinger Wald, auf dem Bocke schlief Kaspar, die beiden Braunen waren verschwunden, an ihrer Stelle fand sich der Esel. Als es dann hell wurde, versuchte er noch einmal den Kaspar zu wecken. Als es nicht gelang, da machten Burgl und er sich zu Fuß auf den Heimweg.

„Ich kann es mir nicht anders denken," meinte er, „als daß Kaspar auch gleich eingeschlafen ist und die Braunen dann auf den ihnen besser bekannten Weg nach Niedermundingen abgezweigt sind. Was aber dann mit ihnen geschehen ist, kann ich nicht einmal ahnen."

Eines stellte sich bald heraus. Wem nämlich der Esel gehört hatte. Leute aus Niedermundingen, die zufällig noch am selben Tage nach Mistelberg kamen, erkannten ihn. Sie hatten ihn erst vor einigen Tagen in ihrem Dorfe gesehen, als er den Blachenwagen einer Zigeunerfamilie zog.

Nun blieb keine andere Annahme übrig: die Zigeuner hatten den Hochzeitswagen im Walde angetroffen und, ohne daß es der schlafende Kutscher und die Herrschaft merkten, die Rosse mit dem Esel vertauscht oder umgekehrt. Wie sehr diese Annahme der Wirklichkeit entsprach, weiß der Leser.

Die drei Mann standen vor dem gesuchten Hochzeitswagen.

Das war wohl eine bodenlose, aber echte Zigeunerfrechheit.

Natürlich fahndeten die Behörden der ganzen Gegend auf die Zigeunerfamilie, allein sie blieb vorderhand mit samt den beiden Braunen vom Steighammerhofe verschwunden. Nirgends kam eine Meldung her, daß sie irgendwo gesehen worden seien.

Die auch in Mistelberg, wie überall reichlich vorhandenen Dorftratschen sorgten dafür, daß Franz und Burgls Heimkehr von der Hochzeit

bald in allen Dörfern des Bezirks bekannt war. Man hat seit langer Zeit nicht mehr so gelacht, wie über dieses komische Ereignis. Daß ein Hochzeitspaar mit stolzen Rossen ausfuhr und mit einem armseligen Esel heimkam.

Franz und Burgl taten das beste, was sie tun konnten: sie und der alte Steighammer mit samt seinem Weibe lachten mit.

Als eine gewisse Zeit vergangen war, da gab der Steighammer die Hoffnung verloren, seine Pferde je wieder zu sehen. Den Esel aber schenkte er dem Milchhannes, der täglich die Milch in die Stadt fuhr. Früher fuhr er mit zwei großen Hunden, heute fährt er immer noch mit dem Steighammerischen Hochzeitsesel, wie man das Tier in Stadt und Dorf allgemein nennt.

Der alte Kaspar aber konnte es nie verwinden, daß in einer schwachen Stunde jener Hochzeitsnacht seine Kutscherehre verloren ging. Und wenn ihn seine Genossen häuseln, dann ist ihm das Weinen heute noch näher als das Lachen, und er drückt sich in den hintersten Winkel des großen Hofes, um den bösen Menschen zu entgehen.

Der Steighammer-Franz aber hat zu guter Letzt gut gewählt. Trotz der vielen schlimmen Anzeichen und Vorbedeutungen und etwas seltsamen Hochzeitsfreuden ist er mit seiner Burgl sehr glücklich geworden. . . .

Die Geschichte von den zwei Freunden.

Nach einem alten Historienbuch neu erzählt
von Fritz Schloß.

Es waren einmal zwei reiche Kaufleute, die in zwei entfernt gelegenen Landen wohnten. Dieselben waren seit langen Jahren miteinander befreundet und einer hatte dem andern gar oft in schweren Zeiten aus der Not geholfen.

Nun geschah es, daß der eine Kaufmann durch den Verlust von vielen Schiffen in große Bedrängnis geriet, und daß ihm nur noch so viel von seiner Habe verblieb, daß er in das ferne Land zu seinem Freunde reisen konnte, um von dem Hilfe zu erbitten. Dort ward er auch mit Freude aufgenommen; er mußte viele Monate als Gast verweilen und wurde endlich mit Schätzen reich beladen in seine Heimat entlassen. Er kaufte dort seine alten Güter zurück, fing einen neuen Handel an und nach weniger Jahre Wechsel war er reicher als zuvor, und es war so, daß sich alles, was er anfaßte, gleichsam in Gold verwandelte.

So vergingen einige Jahre, da brach über das Land, in dem der andere Freund wohnte, ein Krieg herein und dessen Reichtum zerfloß in nichts und nicht genug damit, auch seine letzte Hoffnung, die er auf seine auf Seefahrt befindliche Flotte gesetzt hatte, wurde zerschlagen, denn die fiel, dicht vor dem heimischen Hafen, einem wütenden Orkan zum Opfer. So war der reiche Kaufherr nun ein Bettler geworden, und er wollte in seiner großen Verzweiflung aus dem Leben fliehen. Da aber gedachte er im letzten Augenblick seines Freundes, der einst in gleicher Lage zu ihm gekommen war, den er einst reich beschenkt entlassen hatte und der nun wieder in seiner Heimat ein reicher Kaufherr geworden war. So beschloß er, sich auf den Weg zu machen, um vor seinen Freund zu treten und ihm zu sagen: „Siehe, hier bin ich und so arm wie einst du, stehe ich nun vor dir. Gedenke du nun auch meiner und hilf du mir aus meiner großen Not.“

Nach langen Mühsalen kam er endlich an einem Abend in der Heimatstadt seines Freundes an und klopfte an dessen Tür. Aber da erwartete ihn eine neue Enttäuschung. Der Herr sei über Land gezogen und man wisse nicht, wann er zurückkäme. Und damit schlug man vor dem vermeintlichen Bettler die Türe zu.

Der wußte nun nicht, wo aus und ein, er kannte keine Menschenseele in der fremden Stadt, er wußte nicht, wo er diese Nacht sein müdes Haupt hinbetten solle, er wußte nun nicht, was ihm der kommende Tag bringe, ob man ihn nicht gar als herumstrolchenden Fremden in den Turm werfen würde. Kurz, er verzweifelte an sich selber und verfluchte sich und sein Geschick. Er irrte durch die Straßen der fremden Stadt und legte sich endlich in einer Kirche, die noch offen stand, müde, wie er war, zur Ruhe nieder.

Nun geschah es in selbiger Nacht, daß auf der Straße vor der Kirche zwei Männer in heftigen Streit gerieten und einer den andern erschlug. Auf der Straße entstand durch das Geschrei ein wüster Tumult und in der Dunkelheit der Nacht gelang es dem Mörder, seinen Verfolgern zu entkommen. Die Häscher suchten nun in allen Winkeln und angrenzenden Häusern und Gassen und kamen endlich auch in die Kirche, in der der Kaufmann schlafend lag. Da sie nun den zerlumpten Mann erblickten, vermeinten sie, den Gesuchten gefunden zu haben. Sie schrieen ihm zu, er sei der Mörder, er solle nicht lange leugnen, denn auf der Folter müsse er ja doch gestehen. Und da der Aermste ja ohnehin an seinem Leben verzweifelt war, bekannte er sich der Tat schuldig, von der er überhaupt nichts wußte, und ward noch in selbiger Stunde in den Turm geworfen.

Am nächsten Tage führte man ihn vor den Richter und da er ja die Tat gestanden hatte, sprach ihn der des Todes schuldig und verurteilte ihn, gehangen zu werden.

Zu eben der Stunde aber, da der unschuldige Schuldige durch das Tor der Stadt zu dem

Hochgericht geführt wurde, da kam auch der andere Kaufmann, von der Reise und dem weiten Ritt bestaubt, zurück. Seine Diener und Begleiter hatte er vorausgesandt, um sein Haus festlich zu richten. Als er nun den Zug mit dem armen Sünder erschaute, erkannte er in demselben seinen fernen Freund und alsobald hielt er den traurigen Zug an und rief: „Haltet an, liebe Leute, und begeht kein Unrecht! Ihr habt hier einen Unschuldigen, denn nicht er ist ein Mörder oder Dieb, er ist unschuldig, ich, ich allein bin schuldig!“

Da nun in jenen Tagen die Justiz eine sehr rasche war, so ward auch er ergriffen und da man vermeinte, daß beide die Schuldigen wären, so beschloß man kurzerhand, sie beide zum Tode zu führen.

Am Hochgericht wartete nun eine große Schar Neugieriger auf den armen Sünder, der sich nun plötzlich verdoppelt hatte und unter den Gaffern stand auch der wirklich Schuldige. Als er die beiden Männer sah, die seiner Tat wegen

„Tötet um Gottes und seiner Gerechtigkeit willen keinen Unschuldigen,“ rief er.

in den Tod geschickt werden sollten, da schlug ihm sein Gewissen und er gedachte der Strafen der Ewigkeit, die seiner warteten. Und da bekannte er sich mit lauter Stimme des Verbrechens schuldig, um dessentwillen man zwei Unschuldige leiden lassen wollte. Er sei der einzige und wirkliche Täter, so rief er, „tötet um Gottes und seiner Heiligen willen keine Unschuldigen, damit deren Blut nicht über euch komme. Keiner, ihr lieben Leute, hat weder durch Worte oder Tat Veranlassung gegeben, daß der getötet wurde, den ich, einzig und allein ich, erschlagen habe. Mich, mich nehmet hin, die beiden aber lasset ihre Straße ziehen.“

Da verwunderten sich alle ob dieser sonderbaren Beschuldigungen, und da man keinen Unschuldigen richten wollte, so führte man alle drei nach der Stadt zurück und stellte sie erneut vor den Richter. Der hatte bereits von der seltsamen Geschichte gehört und voll Verwunderns fragte er den fremden Kaufmann, wie er dazu gekommen sei, sich selbst dieser Tat zu zeihen.

Jener erzählte nun, wie er all seine Habe in der Heimat verloren, wie er gestern als Bettler in die Stadt seines Freundes gekommen, um bei seinem Freunde Rettung und Hilfe zu finden, und wie es ihm ergangen sei. Der Richter fragte nun den reichen Bürger der Stadt, wie er, der solches Ansehen genieße, sich eines solchen Verbrechens bekennen könne, zumal er doch noch außerhalb der Stadt gewesen sei. Und jener erzählte nun, wie er einst als Bittender zu seinem Freunde gekommen sei und er in ihm einen wahren Freund und Retter aus schwerster Not gefunden habe. Alles was er besitze, verdanke er der Großmut seines Freundes und darum sei es nur recht und billig, daß er ihm mit allem, was er habe, selbst mit seinem Leben danke. Als nun der Dritte befragt wurde, sagte der: „O Herr, ich habe nur die reine Wahrheit gesagt, denn ich bin der wirkliche Täter. Mein Gewissen hat mich getrieben, mich schuldig zu bekennen, da ich doch schuldig bin, damit nicht zwei Edeldenkende unschuldig gerichtet würden. Ich bin bereit zu sterben und habe nur noch die eine Bitte, daß ihr die beiden Unschuldigen ziehen lasset, damit meine Seele nicht mit ihrem Blut belastet werde.“

Als dies der Richter vernommen hatte, da sprach er auch den wirklich Schuldigen frei von jeder Strafe, da er die Wahrheit nun so offen bekannt und schweres Unglück verhütet habe.

Die beiden Freunde aber zogen unter dem Jubel der Bürger der Stadt, die solche Freundschaft noch nie gefunden hatten, nach dem Hause des reichen Kaufmanns. Der arme Kaufmann aber lebte fortan bei seinem reichen Freund und sie waren beide hochgeehrt bis ans Ende ihrer Tage.

BLB Karlsruhe

Die Gelehrten und die Glaskugel.

Von Franz Woas-Wiesbaden.

Der „Alte Fritz", der Preußenkönig, ob er gleich so viele Kriege geführt hat, war doch ein Freund der Wissenschaften. War Frieden und saß er, anstatt im Lager an Wachtfeuern, daheim, so wußte er sich nichts Lieberes, als daß er an seine Tafel Gelehrte aller Art lud.

Es gibt ein berühmtes Oelgemälde, zu Berlin hängt es in der Gemäldesammlung, welche den Namen „Nationalgalerie" trägt; von Adolf Menzel ist es gemalt und stellt lebensgetreu eine solche abendliche Tafel des Königs dar. Wohl ein halb Dutzend gelehrte Herren — alle in mächtigen Perücken — sitzen da um den runden Tisch herum; der König mitten unter ihnen. Deutlich erkennt man: der König selbst führt nicht etwa das Wort; nein, er hört den gelehrten Häuptern zu. Vielleicht, daß er eben irgendeine Frage unter sie geworfen hat, und nun zerbricht sich ein jeder das Hirn, was er Gescheites dazu zu sagen hätte. —

Einer von ihnen spricht bereits. Einer mit einem verwunderlichen Gesichte ist es; einem Gesichte, das mehr zu einem Affen als zu einem Menschen zu passen scheint. Ein Franzose ist es: Voltaire, den sehr bald nach seiner Thronbesteigung der König aus Paris hatte kommen lassen, weil er ihn, seine Schriften und besonders seine Gedichte hoch schätzte — nur daß er seiner hinterher überdrüssig wurde und ihn schon nach kurzer Zeit wieder heimsandte. Es war halt doch zuviel an seinen Reden, was man auf gut deutsch: „Gewäsch" nannte.

Auf dergleichen verstanden sich die Berliner Gelahrten ohnedem. Warum also noch für vieles Geld einen Pariser beiholen? —

Eines Tages nun hatte der König wieder mit den Herren schön beisammengesessen; in dem Schlosse nämlich, das er sich bei Potsdam hatte bauen lassen. „Sanssouci" hatte er es genannt — „ohne Sorgen"; wenn's freilich auch nicht ganz richtig damit war; denn an Sorgen fehlte es dem Könige auch in dem Schlosse nicht.

Sommer war's; Hochsommer. Nach dem Mahle trat die ganze Gesellschaft in den Garten hinaus. Eben war die Sonne dabei, hinter den hohen Bäumen des Parkes zu verschwinden. Gleich vorn stand eine mächtig große Glaskugel, auf die zufällig der König seine Hand legte. Dabei fiel ihm gleich etwas auf: Gerade die Seite der Kugel, die von der Sonne ab war, zeigte sich heiß — die andere kalt. Was den König arg wunderte. Gleich verlangte er auch, man solle ihm doch erkären, wie das zusammenhinge?

Da wußte auch alsbald eine nach der andern der gelehrten Perücken die schönste Erklärung dafür; nur daß nicht eine davon dem Könige einleuchtete, so grundgelehrt sie auch allesamt sein mochten.

Nun hielt sich nicht gar weit davon der Obergärtner auf — natürlich in respektvollem Abstand, wie sich's gehört. Der König rief ihn herbei.

Die gelehrten Gesichter legten sich da heimlich in spöttische Falten.

„Sag' er mir einmal," sprach er ihn an. „Wie kommt das? Auf der heißen Seite ist die Kugel hier kalt und auf der kalten Seite heiß. Er hat ja tagein und -aus mit der Sonne zu tun. Er muß das wissen."

Die gelehrten Gesichter legten sich da heimlich in spöttische Falten; der Gärtner aber erwiderte schlicht: „Halten zu Gnaden, Eure Majestät, die Kugel war mir in der Sonne zu heiß geworden; und da hatte ich sie umgedreht, nach dem Schatten, daß sie nicht etwa platzt."

Worauf es bei den Gelehrten still wurde, mäuschenstill. —

Zwischen Absicht und Tat ist ein größerer Unterschied als zwischen Gut und Böse.

Er hat's genehmigt!

Als im Jahre 1775 der Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach die Regierung übernahm, war es noch Brauch, daß der Fürst die Landbevölkerung im offenen Wagen aufsuchte und sich bekannt machte.

Wo er erschien, wurde ihm eine Erfrischung gebracht und darüber in Weimar im „Blättchen" berichtet.

Schon platzte der Strahl auf die weiße Weste des Fürsten.

Als der Großherzog sich in Krautheim anmeldete, beschloß der Gemeinderat, er wolle nicht zurückstehen und ihm auch eine Erfrischung bringen.

Am festgesetzten Tage schloß man schon früh das Spritzenhaus auf und holte die „neue Kunst" (eine Rohrspritze) hervor. Sie wurde geputzt, voll Wasser getragen und probiert.

„Herr Burgermeister, es ist alles in bester Ordnung!" meldete der Spritzenmeister und Rohrführer Hannfried seinem gestrengen Herrn.

Dieser war erfreut, wie Hannfried auf Kommando den Strahl schießen lassen und plötzlich mit dem talergroßen Daumen seiner rechten Hand festhalten konnte. Um die Spritze standen die Herren vom Gemeinderat, dann die ganze Gemeinde und weiter vorn der Herr Lehrer mit den Kindern.

Pünktlich um 11 Uhr, wie angesagt, kam der Großherzog oben rein gefahren.

Die Kinder stimmten an, die Gemeinde winkte und grüßte, der Großherzog nickte sehr freundlich. Die Spritzenmannschaft drückte sachte an und Hannfrieds Daumen wurde noch breiter.

Der Bürgermeister rief: „Hannfried, laß los!" und schon platzt der Strahl auf die weiße Weste des jungen Fürsten, der mit beiden Händen von oben nach unten abwehrt.

„Feste druff, Hannfried, ä hat's genähmigt!" rief der Bürgermeister.

Schnell muß die Kutsche wenden, und als die Fahrt in großer Eile abgeht, ruft der Bürgermeister: „Hinten druff, Hannfried, vorn hat er genna!"

Meinetwegen.

Der alte Schmied Weißhaar wollte sterben. Das heißt, eigentlich wollte er nicht; aber er fürchtete, er müsse diesmal dran. Da kam die alte Nachbarin, die Hebamme, zu dem Kranken, ihn zu trösten.

„Wißt Ihr, Jakob, alle Menschen müssen halt sterben. Der Krautschneider ist gestorben, die alte Faßbenderin ist gestorben . . ."

„Meinetwegen! Meinetwegen!"

„Drum, so muß halt einmal gestorben sein; wer nicht stirbt, der kommt auch nicht in den Himmel!"

„Meinetwegen, meinetwegen! Aber wenn denn doch absolut gestorben sein muß, so wäre es mir doch lieber, es nähmte einstweilen einen andern als grad' mich!"

„Jakob! Jakob! Ihr seid ein schlechter Christ, trotz Euren alten Tagen. Ein rechter Christ stirbt gern!"

„Meinetwegen, meinetwegen! Wenn du so gern stirbst, könnt's nicht lieber dich putzen statt meiner?"

„Jakob! Jakob! Ihr seid ein rechter Höllenbraten!"

Sprach's und enteilte voll Schrecken dem Lokal.